

Alfred Salomon

Wer glaubt der flieht nicht

ABC
team



Ein biblisch fundierter
und zugleich historisch
zuverlässiger Roman

**Jesaja und
sein König Hiskia**

Aussaat

Alfred Salomon

Wer glaubt, der flieht nicht

Jesaja und sein König Hiskia

Aussaat

ABC
team

ABCteam-Bücher erscheinen in folgenden Verlagen:

Aussaat Verlag Neukirchen-Vluyn

R. Brockhaus Verlag Wuppertal und Zürich

Brunnen Verlag Gießen (und Brunnquell Verlag)

Christliches Verlagshaus Stuttgart

(und Evangelischer Missionsverlag)

Oncken Verlag Wuppertal und Kassel

© 1993 Aussaat Verlag GmbH, Neukirchen-Vluyn

Titelgestaltung: Meussen/Künert, Essen

Satz: DTP/Aussaat

Druck: Breklumer Druckerei Manfred Siegel KG

Printed in Germany

ISBN 3-7615-1017-9

Bestellnummer 111 017

1 „Mein Jeruschalajim!“ Er hatte die Worte nur geflüstert, doch sie klangen wie eine Liebeserklärung. Und Jesaja meinte sie auch so. Mit den Augen streichelte er die sanften Höhen dort im Süden, die sich, Welle hinter Welle, in die Ferne verloren. Ihm war, als könne er von hier aus, von der Zinne des Tempels, die Weite des Erdkreises erahnen. Vor seinen Füßen lag die Stadt, der sein Herz gehörte: Jeruschalajim. Jedes Tal und jeden Hügel, jede Gasse, jeden Garten hatte er durchwandert. Hier hatte er Freunde gefunden, die ihm nahestanden, aber auch Menschen, die er bedauerte, um sie nicht verachten zu müssen.

Hier am Südhang des Zion, wo die Priester ihre Häuser hatten, war er aufgewachsen: Jesaja, Sohn des Amoz, Sproß eines alten Priestergeschlechtes. Wie oft war er als Knabe an der Hand seines Vaters jene Treppe dort heraufgestiegen, hatte dann im Vorhof des Tempels gewartet, bis der Vater das Brandopfer vor den Säulen Boas und Jachin vollbracht hatte!1

Schon damals, an der Hand seines Vaters, hatte er Beklemmung gefühlt, wenn er zu den Palastbauten hinübersah, die sich gleich neben den Priesterwohnungen türmten: die Prunkhäuser, die König Salomo seinen Frauen hatte errichten lassen, und – sie alle überragend – das Haus der Ägypterin. Dahinter der Palast des Königs, die Halle des Gerichts und der wuchtige Klotz in der Mitte, das Libanonwaldhaus. Tonlos bewegten sich Jesajas Lippen, als er aus dem Buch der Könige zitierte: „An seinem Palast baute Salomo dreizehn Jahre, bis er ihn fertig hatte. Er baute das Libanonwaldhaus, hundert Ellen² lang, fünfzig Ellen breit und dreißig Ellen hoch, mit drei Reihen von Zedernsäulen und mit Zedernbalken über den Säulen.“³ Es war ein fürstlicher Bau geworden, des großen Königs würdig. Noch jetzt, nach mehr als zweihundert Jahren, hatte das Bauwerk nichts von seiner schlichten Majestät eingebüßt.

Seltsam, sann er, seltsam, daß ich mich nie zu den Söhnen der Prinzen und Großen hingezogen fühlte. Gewiß, wir waren uns gute Nachbarn. Aber Freunde? Meinem Herzen blieben sie fremd, selbst wenn wir gemeinsam gespielt, uns herumge-

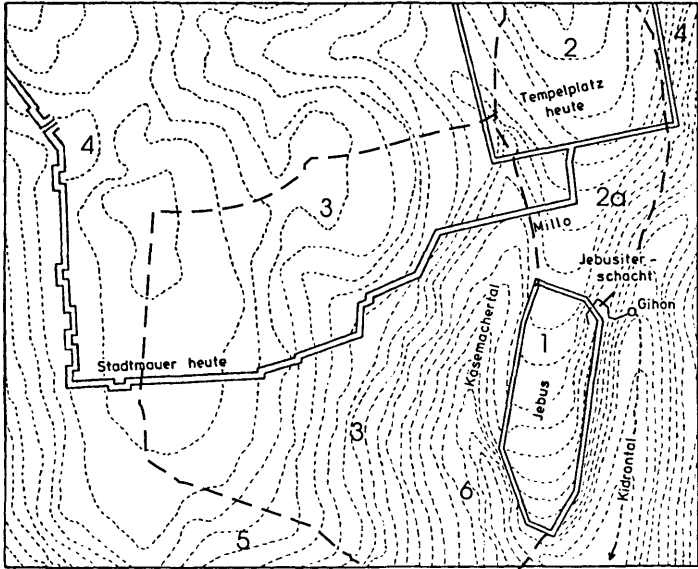
jagt oder auch geprügelt hatten. Sie waren immer so – so erhaben, so stolz.

Ganz anders die dort unten in der alten Davidsstadt. Unwillkürlich mußte er lächeln, da er sich entsann, wie oft ihn seine Mutter ermahnt hatte: „Laß dich doch bitte nicht mit dem gewöhnlichen Volk ein, das da haust! Jebusiter!“ Sie hatte verächtlich den Mund verzogen. „Keine echten Kinder Israels, sondern Kanaaniter!“ Verärgert hatte sie sich abgewandt, als Vater Amoz die Dinge zurechtrückte: „Jebusiter, aber jetzt die Getreuesten in der Befolgung des Gesetzes.“

So war der Priester Amoz gewesen: ein Mann, der nicht nach der Herkunft fragte, sondern nach der Treue, die einer zum Herrn bewies. Und da galt, wie Jesaja wußte, sein Urteil auch heute noch, nach vielen Jahren. Diese Armen, die sich in den engen Gassen der Davidsstadt Jebus drängten, hielten sich streng an das Gesetz des Mose.

Dort hinten, unterhalb des Palastviertels, krallte sich Jebus in die schmale Felsnase, die man seit Urzeiten Ophel nannte. Eingezwängt zwischen Kidron und Schautal⁴ verschachtelte Häuser, Dach an Dach, kaum zu erkennen die dunklen Risse, mit denen sich die engen Gassen verrieten. Wie Schwalbennester klebten am Steilhang des Kidrontals altersschiefe Hütten, Terrasse über Terrasse. Und dort, ganz links, am Hang des Millo: eine Rinne wüst getürmten Schotters. Dort war vor noch nicht einem Jahr wieder einmal ein Bergrutsch zu Tal gegangen. Die niedergehenden Geröllmassen hatten Mauern und Häuser mitgerissen und unter sich begraben. Mehr als fünfzig Menschen hatte es im Schlaf überrascht, Rahel hatte, wie schon so oft, über ihre Kinder weinen müssen. Sie lebten gefährlich dort, an der Aufschüttung des Millo oberhalb der Gihon-Quelle. Sie wußten, daß – vielleicht schon nach dem nächsten Winterregen – ein neuer Bergsturz sie vernichten konnte. Und hielten dennoch dort aus. Weil es ihre Stadt war, die Stadt ihrer Väter und Vorväter, ihr altheiliges Jeruschalajim.

Daß es Augenblicke gibt, die man nie vergißt! Momente, in denen die Kindheit wieder aufblitzt: ein Wort der Mutter, eine Geste des Vaters. „Geh nur hin, Jesaja, zu denen von Jebus. Gewiß, sie sind arm, viele auch – wie deine Mutter sagt – töricht und unwissend. Doch sie achten das Gesetz des Mose und



Karte 1

- 1 Jebus, die Stadt Davids
- 2 Stadterweiterung unter Salomon
- 2a Millo
- 3 Stadterweiterung unter Jotham, Ahas und Hiskia
- 4 Heutige Mauer der Altstadt
- 5 Hinnomtal
- 6 Siloah

fürchten den Herrn.“ Und der Knabe hatte gespürt, wie sehr der Vater die Armen der Davidsstadt in sein Herz geschlossen hatte. Doch nur dumpf geahnt hatte er, daß es da etwas gab, was der Alte unausgesprochen ließ. Erst später war es ihm bewußt geworden: Das Herz des Amoz war bedrückt, als er sah, daß die in den Palästen nur zum Schein dem Herrn die Ehre gaben oder gar fremden Göttern nachliefen. So war es, so! Dort unten, wo das Schautal sich mit dem Kidron und dem Tale Hinnom vereinte, lag die Opferstätte Tophet, wo man dem Moloch Kinder opferte!⁵ Jesajas Hände krampften sich zu Fäusten. Er sah den Greuel vor sich, als habe er ihn gestern miterlebt: König Ahas, umgeben von des Molochs Priestern, Tänzer und Tänzerinnen in unzüchtigem Reigen, Rauch steigt

auf vom mächtig flammenden Scheiterhaufen. Und aus dem Rauch ragt die Riesengestalt aus Bronze. Da sitzt er, hochaufgerichtet, beide Arme auf den gespreizten Knien, die Hände ausgebreitet, das Opfer in Empfang zu nehmen, der Götze Moloch.⁶

Feuerzungen schießen zwischen den Knien der Statue empor, es zischt und sprüht, als sie jetzt Weihrauch streuen und Bernstein in die Flammen werfen. Nun tritt der Opferpriester vor, auf den vorgestreckten Armen ein Kind, den Erstgeborenen des Königs Ahas!⁷ Feierlichen Schrittes geht der Priester auf den Götzen zu. Und dessen Hände glühen rot! Eine rasche Bewegung, ein gellender Schrei, ein Zischen – auf den glühenden Armen des Moloch krümmt sich ein schwarzes Bündel. Pauken, Zimbeln und Hörner übertönen das Zischen, jubelnder Irrsinn durchrollt das Tal Hinnom, brandet hinauf zur Stadt und prallt zurück von den Mauern.

Jesaja hörte sich mit den Zähnen knirschen. Zu nah war die Erinnerung, noch immer frisch die Wunde. Und dabei waren seit jenem Tage fast vier Jahrzehnte vergangen. Aber ihm war, als sehe er das alles eben jetzt: die rotglühenden Arme des Götzenbildes, das Kind, den Dampf, den Geruch verbrannten Fleisches... Er schlug die Hände vor das Gesicht. Daß dies alles geschah, das war nicht seine Not. Seine Not war eine andere: Du, Jesaja, du hast an jenem Tage abseits gestanden, hast – genau wie jetzt – die Fäuste geballt und aus verzweifelttem Herzen zum Herrn geschrien: Erbarme dich! Erbarme dich! Doch dein Mund war stumm geblieben. Du, der Prophet des Herrn, hast geschwiegen, wo du hättest schreien müssen! Ja, du sahst den Greuel, aber du würgtest deinen Grimm herunter und schwiegst. Gib es nur zu: Weil du vor Angst ersticktest! Weil du es dir schon ausmaltest, wie sie dich in die glühenden Arme des Moloch legten.

Daß du, als du wieder zur Besinnung kamst, dich selbst zu trösten versuchtest? Daß du dir einredetest, es hätte ja doch nichts gefruchtet, wenn du deine Stimme erhoben, den Moloch ein Nichts genannt und Jahwe als den einzigen Herrn des Himmels und der Erde bekannt hättest? Schon gut, du Prophet, versuche, wie schon so oft, dein Schweigen in jener Stunde zu entschuldigen, es wohl gar als vernünftig hinzustellen. Doch du weißt genau: Nie wieder darfst du schweigen, wenn du

schreien solltest! Es wäre dein Tod. Jahwe kann verzeihen, wenn er will. Aber du selber, du könntest dir dein Schweigen kein zweites Mal vergeben. In deinen eigenen Augen wärest du tot.

Ist ein Schatten über das Land gefallen? Nein, es ist nur eine Wolke, die über den Berg des Ärgernisses zieht. Dunkel steht jetzt der Berg vor dem hellen Hintergrund, unheimlich wirken bei dieser Beleuchtung die Eingänge der Felsengräber. König Salomo mit seiner zwiespältigen Gesinnung war es, der diese Höhe mit den Opferplätzen und Gräbern seiner heidnischen Weiber entweihte.⁸

Jesaja warf den Kopf in den Nacken und schüttelte die bitteren Erinnerungen ab. Was half es, Fehlern nachzutruern, die andere begangen hatten? Die Gegenwart war wichtiger! Auf welche Stunde hatte König Hiskia die Räte bestellt? Richtig: wenn der Schatten des Zeigers auf Daleth zeigt, den vierten Buchstaben. Jesaja wandte sich nach rechts, wo, angeschmiegt an die Wölbung des Schautals, die Sonnenuhr lag, die König Ahas, Hiskias Vater, nach ägyptischem Vorbild hatte bauen lassen.⁹ Ein weitgeschwungener Mauerbogen, auf dem Stufen, die mit Buchstaben gekennzeichnet waren, die Zeit einteilten. Davor, mit der Spitze zum Himmelspol weisend, der aus Bronze gegossene Zeiger, dessen Schatten mit dem Lauf der Sonne über den Mauerbogen wanderte und dort die Tageszeit angab. Der Schatten hatte eben das Zeichen Gimmel, den dritten Buchstaben, erreicht; es war also noch zu früh, sich auf den Weg zu machen.

Jesaja schloß die Augen, da er jenes eigenartige Gefühl spürte, das einen befällt, wenn man sich beobachtet glaubt. Da war dieses merkwürdige Prickeln im Nacken, er war sich jetzt ganz sicher. Vorsichtig öffnete er die Augen und wandte langsam den Kopf herum. Beruhigt atmete er auf, da er schon aus den Augenwinkeln erkannte: ein Freund, der dir gutgesinnt ist. Der satte Purpur des weitfallenden Mantels, der füllige Turban und das soeben in einem Sonnenstrahl aufblitzende Stirnblatt: es konnte nur der Hohepriester Asarja sein. Und jetzt trafen sich ihre Blicke und hielten einander fest.

„Der Friede des Herrn sei mit dir!“ „Und mit dir, mein Freund!“ Asarja legte die Hand auf die Schulter des Propheten. „Ich vergaß, daß du meine Schritte nicht hören konntest, da

ich barfuß bin. Entschuldige, wenn ich dich erschreckt habe!“ „Schon gut“, besänftigte ihn der Seher, „doch wie kommt es, daß ich das Geläut der Glöckchen...?“ Er senkte den Blick auf den Mantelsaum des Priesters. „Ah, du trägst nicht das hohepriesterliche Gewand mit den Glöckchen?“ „Weder den Mantel noch den Ephod, in dessen Falten die heiligen Lose aufbewahrt werden.“¹⁰ Er straffte sich, und auf seiner Stirn zeigte sich eine Unmutsfalte. „Es gäbe dem König zu viel Ehre!“ Nach kurzem Zögern fügte er hinzu: „Nur vor dem Herrn sollte ein Hoherpriester im vollen Schmuck seines Amtes erscheinen.“

Jesaja hatte das Gefühl, Asarja sei sich mit seiner Auslegung der hohepriesterlichen Kleidervorschrift selbst nicht ganz sicher. Im Gesetz, so meinte Jesaja, sei von einer derartigen Unterscheidung, wie Asarja sie jetzt vortrug, jedenfalls nicht die Rede. Doch was sollte man sich um derlei Äußerlichkeiten streiten? Also zuckte Jesaja nur gleichmütig die Schultern. „Du hast recht, heilig ist allein der Herr.“ Er schnippte mit zwei Fingern. „Könige? Sie werden geboren, leben eine Zeitlang und sterben – Menschen wie du und ich!“ Er seufzte. „Und sie sind keinen Deut besser als wir.“ Er nahm die Finger zu Hilfe. „Vier Könige sind es, die ich sah: Usia war der erste, er überhob sich gegen den Herrn und wurde dafür mit Aussatz bestraft. Sein Sohn Jotham gab sich Mühe, den Weg des Herrn zu gehen, doch Ahas dann, der dritte, den ich kommen und gehen sah, schändete den Tempel des Herrn, errichtete einen Götzenaltar, wie ihn die in Damaskus haben.“¹¹ Ein Aufstöhnen nun. „Der schlimmste aller Frevel aber: Er ließ seinen Erstgeborenen durch das Feuer gehen!“

Asarja suchte den Freund zu besänftigen: „Ahas ging dahin in seinen Sünden, sein Sohn Hiskia aber...“ „Ich weiß, ich weiß, was du sagen willst: daß Hiskia den Tempel des Herrn wieder hergestellt, die Priester, Leviten und das Volk geheiligt, das Passahfest wieder zu Ehren gebracht und alle Bilder der Aschera umgestoßen und vernichtet hat.“¹² Er fuhr herum und packte den Hohenpriester am Arm. „Doch wie wird Hiskia sich bewähren, wenn die Stunde der Prüfung kommt? Wie wird er bestehen, wenn der Herr die flüchtige Schlange und Leviathan, den Drachen aus dem Meer, herbeiruft?“¹³

Unwillkürlich war der Hohepriester einen Schritt zurückgewichen. „Du siehst Unheil kommen, Seher des Herrn?“ Jesaja zog den Mantel über den Kopf, seine Stimme klang dumpf, als er antwortete: „Zwiespältig ist, was Jahwe raunt, Heil und Unheil in eins.“ Er warf den Mantel zurück und wies auf die Stadt hinunter. „Wehe dem sündigen Volk, dem boshaften Geschlecht, den verdorbenen Kindern! Höret des Herrn Wort: Ich bin satt eurer Brandopfer und habe kein Gefallen am Blut eurer Stiere. Auch wenn ihr viel betet, höre ich euch doch nicht, denn eure Hände sind voll Blut.“¹⁴ Er ballte die Faust. „Darum ist der Zorn des Herrn entbrannt über sein Volk. Er wird herbeipfeifen die Fliege an den Strömen Ägyptens und die Biene im Lande Assur, daß sie kommen und sich niederlassen in den Tälern und an jeder Tränke. Und wo jetzt tausend Weinstöcke stehen, da werden Dornen und Disteln sein.“¹⁵ Asarja stöhnte auf: „So spricht der Herr?“ „Das ist die Last, die er uns auferlegt“, nickte der Prophet. „Aber du sagtest doch, daß er auch Heil verheißt?“ drängte Asarja. „Heil!“ Jesaja lachte gequält. „Denk an die Namen, die ich meinen Söhnen gab: Schear Jaschub,¹⁶ so heißt der eine. „Ein Rest wird sich bekehren!“ flüsterte der Hohepriester. Jesaja nickte: „Ein Rest wird sich bekehren. Doch vergiß den anderen nicht, den mir die Prophetin Nabija gebar: Maher Schallal Hasch Baz. So nannte ich ihn auf Weisung des Herrn: Raubebald-Eilebeute.“¹⁷

Seltsame Namen, sann Asarja, nie gehört zuvor in Juda. „Raubebald“ heißt der eine, „Ein Rest wird sich bekehren“ der andere. Asarja suchte das Unbehagen, das ihn befallen hatte, abzuschütteln. Da kenne ich nun Jesaja seit vielen Jahren, doch begreifen werde ich ihn wohl nie. Ein Frommer aus altem Geschlecht, nein, vielmehr: ein Prophet des Herrn. Einer, durch den der spricht, der allemal das Sagen hat: Jahwe.

Da stehe ich nun als Hoherpriester im Dienst des Herrn, befolge das Gesetz des Mose, achte darauf, daß die Opfer nach Vorschrift dargebracht werden, und bin für das Haus Juda vor dem Herrn verantwortlich. Mein Wort gilt bei Priestern und Leviten und erst recht beim schlichten Volk. Und dann kommt – es ist erst wenige Tage her – dein Freund Jesaja und verkündet: „Euer Räucherwerk ist mir ein Greuel, spricht der Herr. Meine Seele ist feind euren Neumonden und Jahresfesten. Sie sind mir eine Last, ich bin's müde, sie zu ertragen.“¹⁸

Und als ich fragte: „Was gilt dann?“, gab er zur Antwort: „Lernt Gutes und schafft Recht! Helft den Unterdrückten, den Witwen und Waisen!“¹⁹ Doch dieser Besessene ging noch weiter: Auch das sei noch nicht genug, all unsere Rechtschaffenheit reiche nicht, es bliebe eine Lücke, etwas Unerfülltes, ein Abgrund, den kein Mensch auffüllen kann!

„Du machst es uns schwer, Jesaja!“ seufzte Asarja, „und am schwersten mir, dem Hohenpriester des Herrn.“ Doch der Prophet schüttelte den Kopf: „Ich will dir nicht deinen Dienst schwermachen, mein Freund, ich will dir nur den rechten Dienst zeigen, an dem der Herr Gefallen hat.“ „Ich weiß, ich weiß“, wehrte der Priester ab, „du hast es ja deutlich genug gesagt: Jahwe will nicht meine Opfer, er will mich selbst, ganz!“ Er mußte ein Stöhnen unterdrücken. „Und das, das eben kann ich nicht geben!“ Er schüttelte den Arm des Freundes. „Und du? Sag, kannst du das? Kannst du dich ganz in die Hand des Herrn fallen lassen? Auf all dein Hoffen und Wünschen verzichten? Den Herrn mehr lieben als dich selbst? Kannst du...“ Ein Schlag in die leere Luft, ein Aufschrei dann: „Ich bin ein Mensch! Und du auch, genau wie die anderen: der König, die Priester und Leviten, die Weisen wie die Narren! Wir alle sind nur Menschen und können von uns selbst nicht los, können und wollen uns nicht aufgeben.“ Seine Stimme sank zu einem kaum vernehmbaren Murmeln. „Sollte der Herr uns deswegen zürnen? Will er uns richten, weil wir – Menschen sind?“

Sie schwiegen – lange. Endlich bewegten sich die Lippen des Propheten. Asarja beugte sich vor, um vernehmen zu können, was der Freund sprach. „Wenn eure Sünde auch blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden, und wenn sie rot ist wie Scharlach, soll sie doch wie Wolle werden.“²⁰

Die Stimme schwoll an: „Zur letzten Zeit wird dieser Berg, da des Herrn Tempel ist, fest stehen, und alle Heiden werden herzulaufen.“ Und nun, fast wie Gesang: „Denn von Zion wird Weisung ausgehen und des Herrn Wort von Jeruschalajim. Er wird richten unter den Heiden und zurechtweisen die Völker. Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen.“²¹

Asarja reckte sich in den Schultern. „Schwerter zu Pflugscharen?“ Ein wehes Lächeln spielte um seinen Mund. „Kein Krieg mehr? Kein Pharao mit Wagen und jagenden Rossen?“

Kein Großkönig von Assur mit ungezählten Bogenschützen?“ Seine Augen suchten das wuchtige Gebäude drunten im Palastgebiet. „Keine Schwerter und Schilde mehr in den Kammern des Waldhauses?“ Er lachte auf, doch es war wie ein Schrei. „Wie sollte das je wahr werden? Da müßten Menschen erst zu Engeln werden!“

Hatte der Prophet überhaupt zugehört? Versonnen raunte er: „Der Tag des Herrn Zebaoth wird kommen über alles Hoffärtige und Hohe. Und mit den Götzen wird's ganz aus sein. Man wird sie wegwerfen zu den Maulwürfen und Fledermäusen.“²² Und nun nur noch ein Flüstern: „Es wird geschehen in der letzten Zeit.“²³

Asarja lehnte sich zurück. In der letzten Zeit also, nicht jetzt, nicht hier bei uns. Später erst, vielleicht viel, viel später? Wann? Wer mag es erleben?

Da, der Mund des Propheten spricht neue Worte: „Zu der Zeit wirst du sagen: Ich danke dir, Herr, daß dein Zorn sich gewendet hat und du mich tröstest.“ Und wie ein verhaltener Jubelschrei: „Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus dem Heilsbrunnen!“²⁴ Asarja starrte auf die zusammensinkende Gestalt seines Freundes. Mitgefühl wallte in ihm auf. Welch eine Last legte der Herr seinem Propheten auf: Mitwisser zu werden des Kommenden und zu sehen, was noch nicht ist, sondern erst sein wird; Worte zu hören, die Gericht und Tod verkünden, aber auch Erbarmen und ewiges Heil!

Er schrak hoch: der Schatten! „Steh auf, Jesaja!“ Ein Wink mit den Augen hinüber zu der Sonnenuhr des Ahas. „Fast hätten wir die Stunde versäumt, zu der Hiskia die Versammlung berief.“ Jesaja stützte sich auf den Arm des Jüngeren und taumelte hoch. „Geh du nur voran, mein Freund. Du mußt zur Stelle sein, wenn der König erscheint.“ Er sah mit einem stummen Lachen an sich herab. „Mich wird niemand dort vermissen!“ Er wies mit dem Kopf zum Palast. „Nun geh schon, ich komme vielleicht nach, vielleicht...“

2 Erst als Asarja nicht mehr in Sichtweite war, machte sich der Prophet auf den Weg, langsam, als habe ihn Müdigkeit befallen. Die Stufen hinab, durch dieschattige Wandelhalle am Fuß der breiten Freitreppe, hinüber zum Libanonwaldhaus. Es war, als zöge ihn der wuchtige Bau auf geheimnisvolle Weise an. Suchte er die Erinnerung an den Tag, da Hiskia nach seiner Salbung im Tempel hier auf den Thron gesetzt wurde?

Er mußte alle Kraft zusammennehmen, um den mächtigen Torflügel so weit zu öffnen, daß er durch den Spalt ins Innere des Hauses schlüpfen konnte. Geräuschlos schwang das Tor hinter ihm wieder zu. Nur durch die über den Toren angebrachten Fenster fiel Licht in den Saal. Wie Dolche stießen die Strahlen in die Düsternis, die in der Höhe zwischen den Säulen lagerte. „Das Waldhaus des großen Salomo!“¹ flüsterte Jesaja. Ihm war, als dringe er in einen Wald ein, als er jetzt zögernd voranschritt. In drei Reihen angeordnet, trugen fünfundvierzig Zedernstämme die kantig zugehauenen Balken, auf denen die Decke ruhte. Es war, als habe König Salomo einen Zedernwald von den Höhen des Libanon hierher auf den Südhang des Berges Zion verpflanzt. Unwillkürlich setzte Jesaja behutsam Fuß vor Fuß. Doch er hätte unbesorgt fest auftreten können, die Weite des Raumes hätte den Hall seiner Schritte verschluckt. So, wie sie alle Geräusche verschlang, die aus der Menge kommen mochten, die drüben, auf der Südseite des Saales, auf das Erscheinen des Königs wartete.

Jetzt hatte Jesaja die erste Säulenreihe erreicht. Und wieder erging es ihm wie schon so oft: Er brachte es nicht fertig, achtlos an den Ehrfurcht gebietenden Bäumen vorbeizugehen. Nein, er unternahm nicht – wie damals, als er zum ersten Mal den Saal betreten hatte, – den vergeblichen Versuch, auch nur den geringsten der Bäume mit den Armen zu umfassen. Er wußte längst, daß bei den meisten Stämmen nicht einmal zwei Männer in der Lage waren, einen von ihnen zu umspannen. Doch er konnte es sich auch heute nicht versagen, das altersbraune Holz mit den Fingerspitzen zu berühren. Mit den Nägeln folgte

er den harten Rippen der Jahresringe und fühlte mit leisem Erschauern die Maserung.

Wenn diese Riesen reden und berichten könnten von dem, was sie in Jahrhunderten erlebt hatten! Wandernde Hirten am Hang des Libanon, Ziegen- und Schafgeblök. Karawanen, die aus dem Land der zwei Ströme Datteln und Feigen bringen. Tyrische Händler und kriegerische Hethiter. Dann das Krachen der Äxte, das Zischen der Sägen! Schütternde Fahrt zu Tal, bis hin nach Tyrus. Die Seefahrt nun, vereint in riesigen Flößen. Das Fluchen der Schiffer, die Schinderei für Mensch und Tier, als sie euch hier herauf nach Jeruschalajim über Rollen schleppten.

Der Prophet streichelte zärtlich das stumme Holz. Das alles habt ihr geduldig ertragen, habt euch endlich die Last der schweren Decke aufladen lassen, haltet still und ächzt nicht einmal unter der Schwere der Schwerter und Schilde, die der König dort oben in den Rüstkammern gelagert hat. Geduldig' Holz... Jesaja blickte zur Decke hinauf. Dreißig Kammern dort oben, bis unter die Decke angefüllt mit Speißen, Helmen, Bogen und Brünnen. Eine Last für diese Säulen, eine Last auch für das Volk von Juda.

Plötzlich mußte der Prophet lächeln, als ihm der Gedanke kam, ob diese Säulen nicht weit mehr Geduld hatten aufbringen müssen, um all das zu ertragen, was sich hier abgespielt hatte: die eitlen Auftritte gekrönter Herrscher und ihrer aufgeblasenen Schranzen, gutverpackte Lügen und durchsichtige Versprechungen, Drohungen und Lobhudeleien. Hier, in diesem Wald von Säulen, feierten die Nachkommen Salomos ihre Staatsakte, hier wurden ausländische Gesandtschaften empfangen, hier gab man hochgeborenen Gästen die Ehre. Jesaja schüttelte sich, als er an die Inthronisationen zurückdachte, die er hier miterlebt hatte. Lag es nicht wie ein Fluch auf den Nachkommen Davids? Usia war schon ein furchtbarer König gewesen, dann aber Ahas: Den heiligen Zion hatte er mit einem heidnischen Altar entweiht und überall im Lande auf den Höhen dem Baal und der Aschera Heiligtümer errichtet.

Jesaja strich sanft über das Holz der Säule. „Sag mir“, flüsterte er, „war dies alles die Strafe für die übergroße Nachgiebigkeit des weisen Salomo?“ Ja, schon er hatte den Prinzesinnen, die er in seinen Harem nahm, heidnische Heiligtümer

gestattet.² Ein paar Schritte nach Abend zu zeigte sich das Haus der Ägypterin noch immer mit all seiner Pracht dem Beschauer. Gar nicht zu denken an die unzähligen Kultplätze drüben auf dem Berg, der den Frommen ein Ärgernis war und darum auch „Berg des Ärgernisses“ genannt wurde. Lag diese Last nicht auch auf Hiskias Schultern? Würde er sich freihalten können von den Sünden seines Vaters? Würde er allein auf Jahwe vertrauen, wenn die Götterkönige vom Tigris sich als scheinbar mächtiger erwiesen?

Der Blick des Propheten glitt den Stamm hinauf bis dorthin, wo Vierkantbalken die Decke trugen. Dort oben lag Hiskias Hoffnung: Schilde, Spieße, Helme, Panzer und Bogen. Jesaja fühlte, wie es sich einem eisernen Ringe gleich um seine Brust legte, wie es ihm den Atem nehmen wollte. „Ihr verlaßt euch auf eure Waffen“, flüsterte er, „auf die Mauern mit ihren Zinnen, auf die kunstvoll gebauten Schleudergeschütze, die König Usia auf den Türmen aufstellen ließ, um anstürmende Feinde mit Pfeilen und Steinen abzuwehren.“ Er schüttelte den Kopf. „Ihr irrt, in all dem ist Assurs Großkönig euch über.“

Er stieß sich von der Säule ab und durchquerte mit großen Schritten die Halle, um sich zu den anderen zu gesellen. Erst als er sich ihnen bis auf wenige Säulen Abstand genähert hatte, konnte er die einzelnen Gesichter unterscheiden. Das waren also die Männer, die der König zur Versammlung berufen hatte. Jesaja kannte sie alle, nicht jeden jedoch mit Namen.

Das dumpfe Dröhnen eines Gongs schwang durch die Stille. Unwillkürlich verhielt der Prophet und lehnte sich gegen die Säule, die ihm am nächsten war. Von hier aus konnte er das Geschehen überblicken, ohne selbst beachtet zu werden.

„Hammelech!“ Der König! Der Hofmeister Eljakim hatte es gerufen, und die Männer standen in Ehrfurcht gebannt. Aus dem Helldunkel des Libanonwaldes kam der König näher, schritt jetzt an dem Propheten vorüber, ohne ihn jedoch zu bemerken. Nun stieg er die Stufen hinauf, die zu seinem Hochsitz führten, und ließ sich in gemessener Ruhe nieder.

Prüfend musterte der Prophet ihn aus der Ferne. Hiskia gab sich so natürlich wie auch an anderen Tagen – als wenn es nicht um das Wohl und Wehe Judas ging! Scheinbar gleichmütig wanderten seine Blicke über die Versammelten. Ein König? Eher ein schlichter Bürger Jeruschalajims, wie er dasaß:

ein schmales, kluges Gesicht, von einem sorgfältig gepflegten Bart eingerahmt. Schwarzes, in Locken wallendes Haar, in dem als einziger Schmuck ein schmaler Goldreif blinkte.

Jesaja atmete erleichtert auf. Seine Sorge, der König könne sich wegen der Erfolge auf dem Schlachtfeld überheben, war unbegründet. Nein, Hiskia schien unverändert, ein seiner Stellung zwar bewußter Mann, aber auch klug genug, die eigenen Grenzen und die beschränkten Möglichkeiten seines Königtums zu begreifen.

Zufrieden ließ der Prophet seinen Blick über die anderen gleiten. Wenn doch auch die so viel Augenmaß besäßen wie Hiskia! Etwa dieser da: Schebna, der königliche Sekretär. Wie selbstgefällig er sich den nach neuester ägyptischer Mode gestutzten Bart strich. Und jetzt die genau einstudierte Bewegung, mit der er sich den Zipfel seines Mantels über die Schulter warf. Man sah es Schebna an, daß er wiederholt Gesandtschaften begleitet hatte, die das alte Einvernehmen mit Ägypten hatten bekräftigen sollen. Doch Schebna hatte – neben aller diplomatischen Arbeit – seine Aufmerksamkeit vor allem den Stutzern geschenkt, die sich am Hofe des Pharaos umtaten. Vom geölten Bart bis hinab zu den silberverzierten Sandalen: Schebna konnte sich mit jedem Modenarren messen, der am Nil flanierte.

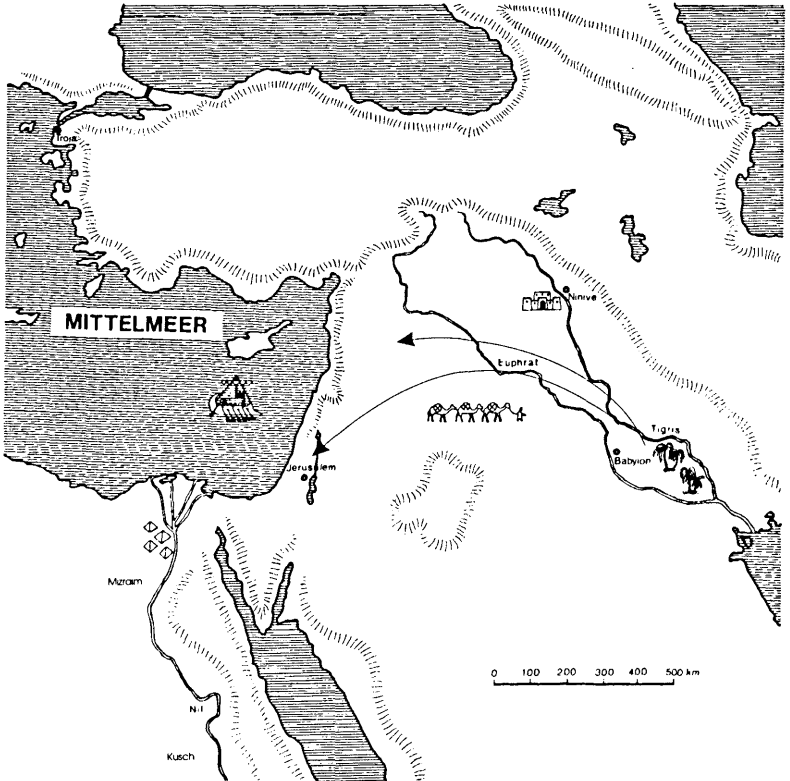
Nun hatte Schebna bemerkt, daß Hiskia in seine Richtung blickte. Und rasch, doch nicht allzu beflissen, verneigte sich der Staatsschreiber zum König hin. Der Neid mußte es ihm lassen: ein gekonnter Kotau! Keineswegs kriecherisch, im Gegenteil, angedeutet nur, aber wie! Jedermann konnte erkennen: ein weltgewandter Mann.

Der Prophet hatte, während Schebna seinen Auftritt genoß, den König beobachtet. Er war erleichtert, als er sah, daß die Künste des Schreibers an Hiskia verschwendet waren. Es schien gar, als belustige sich der König über das Getue seines Sekretärs. Aber die anderen: die Beamten, die Höflinge, die Hauptleute und Vögte – sie alle schienen tief beeindruckt von Schebnas Auftritt.

Jesaja begriff: das uralte Mizraim!³ Gewiß, undenkbar weit zurück lag die Zeit, als Jakobs Kinder in den Ziegelgruben von Ramses fronten. Wie Sagen klangen die alten Erzählungen von den sieben Plagen und dem Auszug aus dem Knechtshaus

Ägypten. Das Schilfmeerlied „Mit Mann, Roß und Wagen hat der Herr sie ins Meer gestürzt“⁴ – in den Wanderjahren der Wüste hatten sie es gesungen, in den stickigen Zelten am Bittersee. Und am heiligen Berge Horeb hatten sie unter Blitz und Wolke den Herrn gelobt, der Großes an ihnen getan und sie aus der Knechtschaft geführt hatte.

Und trotzdem: Wenn sie an die Fleischtöpfe in Ägypten zurückdachten, an die Riesenstädte und die Pyramiden, wenn sie die Rosse und Reiter zählten, die Seeschiffe, die kostbare



Karte 2

Palästina: Brücke zwischen Asien und Afrika

Fracht vom Libanon wie vom fernen Tarschisch an den Nil brachten, dann fühlten sie sich klein und erbärmlich vor so viel Glanz Mizraims. Und heute? Längst vorbei die Tage, als David mit seinem Wüstenräubern dem Pharao hohnlachte. Schon sein Sohn Salomo hatte, als er eine Pharaonentochter freite, ägyptische Hofsitte in Jeruschalajim heimisch gemacht. Einen Palast hatte er der Tochter des Pharao erbaut und sogar einen Tempel – zum größten Ärger jedes frommen Juden. Doch die Jungen, die aus der Enge der winkligen Davidsstadt hinaus wollten, die hatten dem weisen König nachgeeifert. In ihren neuen Häusern, in ihren Gräbern, die sie sich bei Lebzeiten schon herrichten ließen, suchten sie den Glanz Mizraims für sich selber aufzufangen.

Salomo in seiner Weisheit hatte es verstanden, aus der uralten Kultur Mizraims für sich und sein Volk neue Kräfte freizumachen. Seine Nachfahren waren zu bloßen Nachäffern verkommen. Sie waren dem äußeren Glanz des Nillandes verfallen, ohne seine Weisheit und seine Künste nutzen zu können.

Hiskia war einer der wenigen Könige, die sich bemüht hatten, Israels Eigenart auch gegenüber dem mächtigen Nachbarn zu wahren. Doch jetzt würde er – das war deutlich zu erkennen – einen schweren Stand haben. Schebna schien der Mann der Stunde zu sein, war es ihm doch bei seiner letzten Mizraimreise gelungen, das alte Bündnis mit dem Pharao zu erneuern. Verständlich, daß viele Höflinge, vor allem aber die Feldhauptleute, jetzt zu Schebna hielten.

Dort drüben, sauber ausgerichtet nach der dritten Säulenreihe, standensie: der Feldhauptmann Schamma, flankiert von seinem Stabe, im Hintergrund die niederen Ränge des Heeres. Ihnen entgegengesetzt, noch an der ersten Säulenreihe, die Priester und Leviten. Und in der Mitte, dem König gegenüber, die Verwaltungsbeamten und der Hofstaat.

Wider seinen Willen mußte der Prophet lächeln. Der Hofmeister Eljakim hatte es verstanden, mit dieser Anordnung den König zum Mittelpunkt der Versammlung zu machen. Auf dem erhöhten Podest der mit Elfenbeinschnitzereien verzierte Thron, halbhoch neben ihm rechts und links die Männer, die des Königs Vertrauen genossen: der Hohepriester Asarja und die Leviten Kananja und Jimna zur Rechten, der Kanzler

Joach mit dem Hofmeister Eljakim und dem Staatsschreiber Schebna auf der anderen Seite, ihnen allen zu Füßen, mit den Gesichtern dem Throne zugewandt, das Militär, der Hofstaat und die Priesterschaft.

Auf einen Wink des Königs ergriff Joach das Wort. Kurz und sachlich schilderte der Kanzler, wie erfolgreich der Feldzug gegen die Philister verlaufen war. „Unsere Truppen stießen bis Gaza vor, das Philisterland ist befriedet, kein Ungläubiger wird künftig die Hand gegen Juda erheben.“

Beifall, Hochrufe auf den König, doch dann – anfangs noch verhalten, nach und nach aber immer fordernder – Schmähungen gegen Assur: „Tod der Schlange am Tigris!“ Ein Feldhauptmann hatte es gerufen, seine Kameraden nahmen es auf, und nun skandierten immer mehr lautstark mit: „Tod der Schlange am Tigris! Tod der Schlange am Tigris!“

Jesaja hatte dies vorausgesehen. Nur zu gut wußte er, wie es um die Meinung in der Stadt bestellt war. Mochte der Unmut der einfachen Leute gegen die Übergriffe der Reichen noch so groß sein, in einem waren sich alle einig: Los von Assur! Daß Assur übermächtig war und über ein Heer verfügte, gegen das die gesamte Macht Judas ein Nichts war? Und wenn schon! Ägypten wird uns helfen, der Pharao uns gegen den Großkönig beschützen!

3 Unauffällig hatte sich Jesaja der Versammlung genähert, stand jetzt im Halbschatten einer Säule, die nur knapp zehn Schritte hinter dem Königsthron aufragte. Von hier aus konnte er jedes Wort verstehen. Schebna hatte sich erhoben. Mit theatralischer Geste gebot er der Menge Ruhe, wandte sich jetzt dem König zu und bat ums Wort. Ahnte Hiskia, was sein Staatsschreiber sagen wollte? Es schien dem Propheten, als gebe der König nur zögernd Schebnas Bitte nach. Hatte er nicht mit einem raschen Seitenblick bei seinem Kanzler Joach Hilfe gesucht? Doch der hatte so getan, als habe er ihn nicht bemerkt. Jetzt hob Hiskia das Gesicht, schenkte Schebna einen Blick unter halb gesenkten Lidern und nickte kaum wahrnehmbar.

Wieder der geübte Mantelwurf Schebnas! Elegant, wie er mit Schwung das kostbare Kleidungsstück ägyptischer Herkunft über die Schulter schlug.

Nun blickte er langsam rundum, die Rechte leicht angehoben, die Finger so zierlich gespreizt, wie er es bei den Hofbeamten des Pharaos beobachtet hatte. Er verharrte in Bewegungslosigkeit, doch die Lippen leicht geöffnet, als werde er sogleich zu reden beginnen. Die Spannung wurde unerträglich. Atemlos blickten die Höflinge, gespannt wippte der Feldhauptmann Schamma auf den Fußspitzen.

Da endlich begann Schebna zu sprechen, leise, so daß ein jeder, der es verstehen wollte, sich konzentrieren mußte. Ganz verhalten tropften die Worte des Schreibers in die Stille: „Mein König“, die leise Andeutung einer Verneigung, „dein Heer hat – unter Führung deines bewährten Feldhauptmanns Schamma – die Philister bis ans Meer zurückgetrieben.“¹ Er wandte sich den Kriegern zu. „Ihr habt am Bach Ägyptens den Söldnern des uns verbündeten Pharaos die Freundeshand geboten. Ihr wißt, sie werden euch zur Seite stehen, sobald es gegen Assur geht.“

Ganz langsam war seine Stimme angeschwollen. Jetzt schwang er seinen golddurchwirkten Umhang wie ein Banner, riß sich mit einer einzigen raschen Bewegung herum, stand jetzt von Angesicht zu Angesicht dem König gegenüber und rief: „Verweigern wir Assur den Tribut! Zerschlagen wir das Joch der Knechtschaft! Stellen wir uns als Brüder an die Seite des großen Pharaos!“

Die Krieger drüben rissen die Schwerter heraus, schlugen sie aneinander. Das helle Sirren des Stahls vermischte sich mit den Beifallsrufen der Höflinge: „Tod der Schlange am Tigris!“

Jesaja war vorgestürzt, stand jetzt zu Füßen des Throngestühls. Der grelle Lichtstrahl, der vom Mittelfenster herabschoß, blendete ihn, so daß er abschirmend die Hand vor die Augen hob. Der Kanzler hatte ihn bemerkt, war, alle Würde vergessend, aufgesprungen und rief über die Köpfe hin: „Ruhe, ihr Männer! Ruhe! Ruhe!“ – Vergebens, im Chore schrie es von dort, wo die Schwerter klirrten: „Tod der Schlange am Tigris! Tod der Schlange am Tigris!“ Und von den Höflingen gellte es: „Die Freundeshand dem Pharaos!“

Jesaja hatte sich auf die Rampe geschwungen, stand jetzt neben dem König, hob die Hand zum Mund und stieß einen gellenden Pfiff aus. Jäh erstarb das Lärmen, betroffen starrten viele hundert Augen auf den Propheten: Welch eine Dreistigkeit, vor dem Thron des Königs wie ein Eseltreiber zu pfeifen!

Auch Hiskia war herumgefahren. Das Schwerterklirren der Krieger, das Lärmen der Höflinge, all das war schon schlimm genug. Daß jetzt aber auch der Seher des Herrn sich so ungebührlich aufführte! Doch der gellende Pfiff hatte erreicht, was der Kanzler nicht vermocht hatte: Schweigend verharrte die Menge.

Und in die Stille hinein sprach der Prophet: „Der Herr wird der Schlange am Tigris pfeifen, wie ein Schäfer seinem Hunde pfeift. Der Leviathan wird kuschen, und den Drachen Ägypten wird der Herr ertränken im Meer.“² Seine Augen suchten Schebna. „Weh den abtrünnigen Söhnen, die ohne mich Pläne schmieden und ohne meinen Geist Bündnisse eingehen, spricht der Herr. Du willst dich bergen im Schatten Ägyptens?“³ Grollend schwoll die Stimme an. „Es soll euch die Stärke des Pharaos zur Schande geraten. Denn Ägypten ist nichts, und sein Helfen ist vergeblich.“ Der Prophet zwang sich zur Ruhe und sagte verhalten, aber fest: „So spricht der Herr, der Heilige Israels: Wenn ihr umkehrtet und stille bliebet, so würde euch geholfen. Durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein. Aber ihr wollt nicht. Ihr sprecht: Auf Rossen wollen wir dahinfliegen – darum werdet ihr dahinfliehen – und auf Rennern wollen wir reiten – darum werden euch eure Verfolger überrennen. Denn euer Tausend werden fliehen vor eines einzigen Drohen.“⁴

Schebna konnte nicht mehr an sich halten und schrie: „Träume sind das, nicht des Herrn Wort!“ Wie eine Wolke zog es über das Gesicht des Propheten: „Weh denen, die hinabziehen, um Hilfe zu erhalten in Ägypten und sich verlassen auf Rosse und hoffen auf Wagen. Aber sie halten sich nicht zum Herrn. Doch Ägypten ist Mensch und nicht Gott, und seine Rosse sind Fleisch und nicht Geist. Und der Herr wird seine Hand ausstrecken, daß der Helfer strauchelt.“⁵ Sein Gesicht glühte auf. „Der Herr Zebaoth wird Jeruschalajim beschirmen, wie Vögel es tun mit ihren Flügeln, er wird schützen, erretten, schonen und befreien.“⁶ Er fuhr hoch wie aus einem Traum,

sah rundum und begriff: Nichts richte ich aus! Sie glauben mir nicht, halten meine Gesichte für Selbstbetrug und meine Worte für Fabeln. Der Herr spricht durch dich, Jesaja? Du täuschst dich, du rasest. Wir aber, wir wissen, was zu tun ist, wir...

Er biß die Zähne zusammen. Seid verblindet, werdet blind! Seid trunken, aber nicht vom Wein. Denn der Herr hat über euch einen tiefen Schlaf gegossen. Er schüttelte sich und sagte in den Haß hinein: „Des Herrn Offenbarung ist euch wie ein Buch, das man einem gibt und dem man sagt: Lies! Er aber spricht: Ich kann nicht lesen!“ Er straffte sich in den Schultern, lauschte und sprach die Worte, die ihm gegeben wurden: „So spricht der Herr. Weil dieses Volk mir mit dem Munde naht, ihr Herz aber fern ist von mir, will ich mit diesem Volk wunderbar umgehen, aufs wunderbarste und seltsamste, daß die Weisheit seiner Weisen vergehe und der Verstand seiner Klugen sich verbergen müsse.“

Bleiche Gesichter ringsum, blasse Flecke im Duster der endlosen Halle. Augen wie glühende Kohlen, Totenschädel mit bleckenden Zähnen. Sie zucken und flattern, sprühen und verzischen. Und sie schreien, schreien, schreien: „Zerbrecht das Joch des Leviathan! Nie wieder Tribut, nie wieder Tribut!“

Stumm wendet sich der Prophet ab. Wie ein Blinder geht er durch die lärmenden Toten. Da ist die Nordtür, einer der Wächter stößt sie auf. Luft, Luft!

Frischer Wind weht über die Ebene Rephaim. Jesaja fühlt, wie es ihm die Brust frei macht: Dort vor mir der Tempel des Herrn! Ohne zu denken, steigt der Prophet die Stufen zur Oberterrasse hinauf. Er wirft keinen Blick zurück zum Waldhaus, aus dessen Oberfenstern noch immer der Ruf gellt: „Tod dem Drachen am Tigris!“

Nein, ich habe nichts mehr mit euch gemein! Doch sogleich beißt er sich auf die Lippen: Trotz allem, mein Volk seid ihr! Trotz allem, was ihr dem Herrn antut, ich bin ein Teil von euch, im Guten wie im Bösen. Eure Schuld ist auch die meine. Und wenn der Herr richtet...? Nein! So ist der Herr nicht! Jesaja schlägt die Hände vor sein Gesicht. Gut, daß hier die Brüstung ist. Er läßt sich auf den noch vom Tage warmen Stein niedersinken, schließt die Augen und lauscht. Wort des Herrn? Wort des Herrn? Wort des Herrn! „Siehe, ich will von diesem Berg

die Hülle wegnehmen, mit der alle Völker verhüllt sind, und die Decke, mit der alle Heiden zugedeckt sind.“⁸

Er spürt nicht die Tränen, die auf seine gefalteten Hände tropfen. Er hört nur die Stimme: „Zu der Zeit werden die Übriggebliebenen von Israel sich verlassen auf den Herrn, den Heiligen Israels, in Treue. Ein Rest wird sich bekehren zu Gott, dem Starken.“⁹

4 Man sah es der Königsmutter Abi¹ an, daß sie im Leben Schweres hatte durchmachen müssen. Auch die Schminke und die vom ägyptischen Arzt zubereiteten Tinkturen konnten die Falten, die sich um ihren Mund zogen, und die Tränensäcke unter den Augen nicht verbergen.

Abi Bath Sacharja entstammte einer frommen Familie. Mit aller Kraft hatte sie versucht, sich den heidnischen Neigungen ihres Mannes entgegenzustemmen. Doch Ahas hatte nur gelacht, wenn sie ihn bestürmte, dem Herrn Zebaoth die Treue zu wahren. So war ihr nichts anderes übrig geblieben, als sich mit dem, was König Ahas trieb, abzufinden: daß er für Moloch und Aschera, für Baal und Milkom² immer neue Opferplätze errichten ließ und die Dirnen im Tempel der Aschera mit seinem königlichen Besuch beehrte.

Das alles hatte sie aber nicht brechen können. Zerbrochen war Abi, die Tochter Sacharjas, erst an dem Tage, als Ahas ihren Erstgeborenen durchs Feuer gehen ließ.³ Versteinert hatte sie es mit angesehen, wie er das Kind, das sie ihm geboren hatte, dem Priester übergab, wie der die Stufen am Hang des Tales Hinnom hinaufstieg und dann – unter dem Jubel des rasenden Volkes – das Kind in die rotglühenden Arme des Moloch legte.

Damals war ihre Liebe Ahas gegenüber zu Asche verbrannt und danach zu Haß geronnen. Mit geschlossenen Augen hatte sie von nun an mit ihm verkehrt, wenn er sie aufsuchte. Mit zusammengebissenen Zähnen hatte sie ihr zweites Kind, das sie Hiskia nannten, empfangen. Sie hatte ihn ausgetragen, aber ihr Herz war in den Monaten ihrer Schwangerschaft zu Stein geworden.

Als Ahas starb, war es wie eine Last von ihr gefallen, vor allem als sie sah, daß ihr Zweitgeborener, kaum daß er König geworden war, die heidnischen Götzenbilder, die sein Vater aufgestellt hatte, stürzen ließ und das Volk anhielt, wieder dem Herrn zu dienen.

Einsam war Abi in den Jahren des Leidens geworden. Und auch als Witwe hielt sie sich zurück. Ihr Sohn Hiskia hatte ihr im Palastgebiet ein gut eingerichtetes Haus zugewiesen, das schon in früheren Zeiten Königswitwen Heimstatt gewesen war. Nein, Abi brauchte sich nicht zu beklagen, sie hatte jetzt alles, was sie brauchte, und ihr Sohn besuchte sie an jedem Vorabend des Sabbats. Er wußte, was er nach dem Gebot des Herrn der Mutter schuldete.⁴

Daß außer ihm nur selten jemand sie besuchte? Das schmerzte Abi nicht, war sie es doch schon lange so gewohnt. Bekannte und Freunde aus früheren Zeiten traf sie nur, wenn sie – am Sabbat oder einem Festtag – den Vorhof der Frauen auf dem Zion besuchte. Man begrüßte sich dann, wechselte auch wohl ein paar Worte, wenn es sich gerade ergab, doch im Herzen war man sich fremd geworden.

Abi war daher überrascht, als die Dienerin ihr meldete: „Eine Frau wünscht die Herrin zu sprechen.“ „Mich – zu sprechen?“ Abi runzelte die Stirn. „Wie heißt sie denn?“ Die Dienerin schien verlegen: „Sie sagte: Wenn dich deine Herrin fragt, wer ich sei, dann antworte ihr, ich hieße Lo-Schem!“ „Lo-Schem? Kein Name?“ „Ja, Herrin, so sagte sie. Ich habe es genau verstanden: Kein Name!“

Unwirsch, weil sie sich darauf keinen Reim machen konnte, warf Abi hin: „Nun gut, dann lauf und rufe die Frau ohne Namen herein!“ Der Vorhang fiel hinter der Dienerin zu; als er sich wieder bewegte, erschien eine Frau, die bis an die Augen verhüllt war. Nicht zu erkennen ihr Alter oder Stand. Sie verharrte unter der Tür und wartete auf die Aufforderung, näherzutreten.

Abi schüttelte ein Gefühl der Unsicherheit ab und sagte: „Wenn du mit mir reden willst, dann tritt ein – im Namen des Herrn!“ Sie winkte mit der Hand: „Nimm hier auf dem Kissen neben mir Platz und sprich!“ Während sie das Seidentuch glättete, beobachtete sie die Fremde aus den Augenwinkeln. Ein wenig außer Atem? Und das Niedersitzen fiel ihr auch

nicht leicht? Keine Frage, die Verschleierte war gewiß nicht mehr jung! Jetzt schlug sie das Tuch, das ihr Gesicht verdeckt hatte, zur Seite, und Abi fuhr überrascht zurück: „Du, Nabija?“ Sie beugte sich herüber und küßte die Besucherin auf die Wange. „Sag, Nabija, was soll diese Geheimnistuerei?“ Sie drohte mit dem Finger. „Lo-Schem! Die Namenlose...“ Abi brach ab, da sie erkannte, wie niedergeschlagen die andere war. Sie wollte etwas Tröstliches sagen, ließ es aber, da sie fühlte, daß Worte im Augenblick nichts ausrichten würden, weil sie ja nicht einmal ahnte, worunter die andere litt. Nein, erst mußte sie hören, zuhören, hineinhorchen in ein Herz, das verzweifelt schien.

Tonlos begann Nabija: „Lo-Schem! Bin ich nicht Lo-Schem, die Frau ohne Namen? Auch für dich bin ich nur Nabija, die Prophetin.“ Ihr Mund verzog sich. „Nabija nennt mich Jesaja. Nie ruft er mich bei meinem Namen, immer bin ich nur Nabija. Nabija: ein Stück des Nabi, des Propheten. Ein Stück, das ihm ganz zu eigen ist, das für sich selbst nichts bedeutet. Kein Name, kein Mensch, keine lebendige Seele. Nur Nabija, die zum Nabi gehört.“

Sie hatte Abis Hand ergriffen, streichelte sie, ohne es zu wissen. „Das geht schon lange so?“ fragte Abi, um die Namenlose zu weiterem Reden zu bringen. „Seit jenem Tage, da er meinte, den Herrn im Tempel thronen zu sehen.“ Sie ruckte herum: „Kannst du dir vorstellen, daß ich selbst dann für ihn namenlos bin, wenn er...“ Sie schluckte, sagte dann aber tapfer: „...wenn er mich liebt?“

Abi empfand im Mund einen bitteren Geschmack. Nur zu gut kannte sie dieses beschämende Gefühl, das Nabija da andeutete. Wenn Ahas ihre Schlafkammer betreten hatte, sich zu ihr tat, sie... Entschlossen schüttelte sie die Erinnerung ab und richtete sich ganz auf das, was Nabija berichtete.

„Weißt du, Abi, wie es war, als ich meinen zweiten Sohn empfang?“ Es schien, als fiel alle Scheu jetzt von ihr ab. „An jenem Abend brachte der Prophet eine Tontafel mit. Und als er sich zu mir legte, stellte er sie über meinen Kopf, so daß er sie vor Augen hatte. ‚Weißt du‘, sagte er, ‚was ich auf Geheiß des Herrn da aufgeschrieben habe?‘ Und während er mich liebte, flüsterte er in mein Ohr: ‚Maher Schallal Hasch Baz! Maher Schallal Hasch Baz!‘“ Abi fuhr auf: „Raubebald-Eile-

beute!“ Sie riß sich zusammen. „Ich weiß, daß euer zweiter Sohn so heißt. Doch daß Jesaja...“ Sie brach ab, um Nabija nicht noch mehr wehzutun.

„Maher Schallal Hasch Baz!“ Tonlos kamen die Worte aus Nabijas Mund. „Immer wieder flüsterte er diese Worte, immer wieder...“ Sie warf den Kopf zurück. „So erkannte der Nabi die Nabija!“ Ein stummes Schluchzen schüttelte sie. Abi streichelte ihre Schulter, blieb aber stumm. Was hätte sie auch sagen können? Daß es ihr ähnlich ergangen, nein, daß sie als Frau des Königs Ahas viel Schlimmeres durchlitten hatte?

Jäh begriff die Königswitwe: Du bist nicht allein mit deiner Verbitterung, hier neben dir sitzt eine Frau, die einsam ist wie du. Sie kann dir Gefährtin werden und du ihr! Abi liebte keine großen Gesten, doch jetzt schlang sie ihren Arm um die Schulter der Prophetin. Sie fühlte es, wie die Umarmung der anderen half und wie sie ruhiger wurde.

Leise begann sie zu sprechen, zaghaft erst, dann mutiger. „War schon recht, meine Schwester, daß du zu mir kamst. Hast wohl gehaut, daß es einer Königin nicht anders geht als der Prophetin. Ob Nabija oder Malkah, Prophetin oder Königin, beide gehören dem Gatten, als seien sie eine Borte am Saum seines Mantels.“ Sie konnte einen Seufzer nicht ganz unterdrücken. „Wie oft habe ich die anderen Frauen beneidet, die mit Männern gewöhnlichen Standes verheiratet sind, die Frauen der Handwerker, Kaufleute und Bauern, sogar die der Hofleute und Söldner. Sie sind, sofern sie es wünschen, ihrem Manne gleich, werden um Rat gefragt, werden...“ – ihre Stimme sank zum Flüstern – „...werden geliebt. Ich dagegen? Ich trug als Königin den purpurverbrämten Mantel und einen Goldreif im Haar.“ Ein bitteres Lachen. „Eine aufgeputzte Puppe, nur dazu da, dem König Glanz zu geben. Ach, nicht einmal ihm selber, sondern diesem Königtum, in dem sie alle nur sich selbst verehren.“

Ihre Hand suchte die der anderen. „Und du, Nabija? Auch du bist als Weib des Nabi das Opfer seines Standes. Dein einziger Trost? Daß es ihm nicht anders ergeht. Auch er ist, seit er berufen wurde, nicht mehr er selbst. Er trägt die Last, die ein anderer ihm auferlegt hat. Wie der Melech mit der Krone die Last des Hauses Juda trägt, so trägt der Nabi die Last seiner Sendung.“

Sie strich behutsam über das Haar der Nabija, die zusammengesunken dasaß und lauschte. „Verstehst du, meine Schwester? Die Krone, die dem König auf sein Haupt gesetzt wurde, drückt auch die Malkah, die Königin. Und die schwere Last, die der Herr seinem Nabi auflud, muß auch Nabija tragen.“ Hatte die Namenlose sie verstanden? Mit keiner Regung ließ sie spüren, ob sie Abi hatte folgen können. Gern hätte Abi deutlicher ausgesprochen, was sie selber bisher nur unklar gefühlt hatte, doch sie erkannte, daß sie noch nicht imstande war, der Not Nabijas beizukommen. Es war ja so schwer, sich selber Klarheit zu verschaffen, und noch viel schwerer, einer anderen den Sinn zu deuten.

Langsam hob die Nabija das Gesicht und sah jetzt der Königswitwe in die Augen. „Ich will über das, was du mir da sagtest, nachdenken. Noch habe ich nicht alles verstanden, was du mir zu erklären versuchtest. Ich beginne aber zu begreifen, daß meine Ehe wohl nicht so sein kann wie die anderer Frauen; daß ich nicht – wie jene Unbeschwerten – Gefährtin und Geliebte, sondern immer nur ein Werkzeug bin.“ Eine vage Handbewegung. „Ein Werkzeug – doch in wessen Hand? Bisher meinte ich, in der Hand des Nabi, und fühlte mich mißachtet. Du hast mich jetzt darauf gestoßen, daß auch er nur Werkzeug ist und daß wir beide – Nabi und Nabija – benutzt werden.“ Eine steile Falte grub sich in ihre Stirn. „Benutzt von wem? Benutzt – vom Herrn?“ Sie straffte sich und stand auf. „Wenn ich das wüßte, ganz sicher wüßte, dann – ja dann wäre es leichter zu tragen.“

5 War es Zufall, daß sie sich hier an derselben Stelle wieder trafen? Jesaja erinnerte sich an jenen Tag gut, zu gut: an das Gespräch hier mit Asarja, die Versammlung dann im Waldhaus, Schebnas großartigen Auftritt, das Klirren der Schwerter und das Lärmen der Krieger und Hofleute.

Er nickte dem Hohenpriester zu. „Es ist damals gekommen, wie wir befürchtet hatten. Der König hat sich dem Willen der Menge gebeugt und Assur den Tribut verweigert.“

„Und nun ist geschehen, was – wie jeder Einsichtige wußte – kommen mußte: Der Großkönig hat seinen Tartan¹ mit Heeresmacht geschickt und Asdod genommen.“ „Asdod nur? Ganz Philistea, für dessen Niederwerfung wir Monate benötigten, hat er in wenigen Tagen überrannt!“²

Schweigend schauten sie auf die Stadt hinab, auf die sich die ersten Schatten des Abends senkten. Des Schautal lag schon im Dunkel, bald würde auch... – Asarja schrak hoch und blickte verwirrt auf den Propheten. „Was tust du da, Jesaja?“ „Ich habe die Sandalen und den Mantel abgelegt“ – er richtete sich auf – „nun werde ich auch das Untergewand ablegen.“ „Was soll das?“ widersprach der Priester. „Du kannst doch nicht nackt...“

Er vollendete den Satz nicht, da Jesaja jetzt nackt vor ihm stand.³ Wie ausgezehrt der bleiche Körper des Propheten war! Asarja ließ hilflos seinen Blick vom hageren Gesicht des Sehers hinabgleiten: der magere Hals, aus dem die Sehnen wie hautüberzogene Stricke stachen, die tiefen Gruben über dem Schlüsselbein, Rippen wie zerborstene Faßdauben, ein Leib, der... – Asarja schlug die Hände vor die Augen und stöhnte: „Bist du von Sinnen, Jesaja?“ Der reckte den Kopf hoch und flüsterte: „So sprach der Herr zu mir: Geh hin, du Sohn des Amoz, und tu den härenen Schurz von deinen Lenden und tu die Schuhe von deinen Füßen!“ Sein Blick suchte die Stadt. „Das ist die Weissagung über Ägypten und Kusch: So nackt werden sie weggetrieben vom König der Assyrer. Alle, jung und alt, nackt und barfuß, in schmähhlicher Blöße, zur Schande Ägyptens.“

Er wandte sich, stieg über seine am Boden liegenden Kleider und ging auf die zur Stadt hinabführende Treppe zu. Asarja wollte ihn halten, doch seine Hand glitt an dem glatten, nackten Körper des Freundes ab. Verstört blickte Asarja dem Propheten nach und vernahm noch die Worte: „Zu der Zeit werden die Einwohner dieses Landes sagen: Ist das unsere Zuversicht, zu der wir um Hilfe geflohen sind, daß wir errettet würden vor dem König von Assyrien?“ Grotesk jetzt das Kopfschütteln über dem nackten Körper. Kaum vernehmbar die Worte: „Wie könnten wir selber entrinnen?“

Hilflos hatte Asarja dem Freunde nachgeblickt. Das Gefühl der Ohnmacht hatte ihn mit den Zähnen knirschen lassen.

Doch er hatte es gewußt: Diesen Besessenen kannst du nicht aufhalten! Er wird ausführen, was sein Gott ihm befiehlt. Und der Besessene hatte getan, was ihm aufgetragen war. Bis zum Tempel hinauf klang das Rufen der aufgebrachten Menge. Ein Seher, der aus priesterlichem Hause stammt: nackt, so, wie Jahwe ihn erschaffen hatte! Es kann nicht anders sein: er ist von Sinnen. Denn wäre er trunken, so müßte er taumeln. Dieser da aber geht mit festem Schritt und erhobenem Haupt durch die Gassen, blickt nicht rechts, blickt nicht links und verkündet immer nur dasselbe: „So nackt wird Mizraim vom Großkönig Assurs weggeführt werden. Seht, das ist die Hilfe, auf die ihr euch verlaßt.“

Noch am ersten Tage war es geschehen, und in wenigen Stunden wußte es jedermann in der Stadt: Der Besessene war dem königlichen Schreiber begegnet.

Schebna war zum Wassertor hinausgewandert, um drüben am Osthang des Kidrontals den Berg des Ärgernisses zu ersteigen. Schebna hatte seine ganz eigenen Pläne, die ihn zu diesem Berge trieben. Hier links das Grab der Ägypterin, der Pharaonentochter, die der König Salomo zur Gemahlin genommen hatte. Unweit davon die Gräber der tyrischen und sidonischen Frauen. Darüber, fast schon auf der Höhe des Berges, die Orte, an denen heidnische Opferstätten gestanden hatten. Hiskia hatte sie in seinem Eifer für Jahwe zerstört, doch im Volke war noch die Erinnerung wach.

Schebna war mit sich zufrieden. Er hatte herausgefunden, wie er seinen Ehrgeiz befriedigen konnte. Noch im Grabe würde er triumphieren. Denn hier, genau zwischen dem Grab der Ägypterin und dem der Prinzessin von Tyrus, wurde jetzt sein eigenes Grab geschaffen.

Ein hämisches Lächeln spielte um seinen Mund, als er zur Höhe Ophel hinüberschaute. Da drüben, schräg gegenüber, lagen die Gräber der Könige. David und Salomo hatten dort ihre letzte Ruhestätte gefunden und nach ihnen viele ihrer Nachkommen. In der Stadt Davids bei seinen Vätern begraben: Wem das vergönnt war, der war für immer ein Großer in Israel. Nur kurz hatte Schebna mit dem Gedanken gespielt, für sich selber dort eine Grabstelle zu finden. Doch er hatte rasch begriffen, daß dies unmöglich sei. Nur einer aus *königlichem* Geblüt fand dort seine Ruhe, bei seinen Vätern, wie es hieß.⁴

Doch hier, auf dem Berg östlich über Siloah! Ein lautloses Lachenschüttelte den Höfling: Geschick habe ich es angestellt, in aller Stille den Platz erkundet und den Eigentümer von einem Vertrauten ermitteln lassen. Und dann – wieder über diesen Strohmann – die Stätte gekauft.

Er warf einen Blick zurück auf den Stollen, der sich in den Berg bohrt. – Und jetzt habe ich mich überzeugen können, daß die Arbeit der Steinmetzen gute Fortschritte macht. Noch zwei, meinetwegen auch drei Monate, und dir, mein lieber Schebna, wird die Stätte bereitet sein, wo du dich – inmitten königlicher Gräber – zur letzten Ruhe betten kannst! Als Toter noch werde ich über euch spotten, ihr Könige aus Davids Stamm. Hier, zwischen der Pharaonin und der Prinzessin aus Tyrus, werde ich mich strecken, wenn ich einmal lebenssatt...

Schebna, der so kühl zu rechnen wußte und sich auf der Bühne der Staatskunst so gut auskannte, er spürte gar nicht, wie sehr ihn seine Träume narreten.

Jäh schrak er hoch, etwas Seltsames geschah dort drüben, wo sich die breite Straße vom Zion zur Stadt Davids herabschwang. Eine einsame Gestalt stieg dort herab, von hier aus der Ferne in der hitzewabernden Luft kaum erkennbar. Es war der schwarze, sich auf dem hellen Gestein scharf abzeichnende Schatten gewesen, der Schebna aufmerksam gemacht hatte. Ein schmaler, harter Schatten auf hellem Pflaster, kaum zu erahnen die Gestalt selbst, die ihn warf. Aber dahinter jetzt, in gemessenem Abstand: die Menge! Dicht gedrängt wie Schafe, die sich ängsten. Doch sie folgen dem einen, fluten jetzt langsam die Straße herab. Fast ist es, als scheuten sie sich, dem Einsamen zu nahe zu kommen.

Schebna wußte das Geschehen nicht zu deuten. „He du“, winkte er einem Arbeiter, der eben aus dem Grabstollen trat. „Du hast gewiß bessere Augen als ich. Sag mir: Was siehst du dort drüben?“ Der Mann wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn und blinzelte dann zur Stadt hinüber. „Man sollte es nicht glauben“, stieß er hervor. Schebna schüttelte ihn. „Was redest du da?“ „Schon gut, Herr, schon gut!“ Der Arbeiter stieß Luft aus. „Ein, ja wahrhaftig, ein nackter Mann kommt da vom Palast herab.“ Er zögerte. „Vielleicht auch vom Tempel? Wer weiß?“ Schebna lachte laut auf. „Ein Nackter, sagst du? Bist du dir da sicher?“ „Ganz sicher,

Herr. Sein Gesicht kann ich nicht erkennen, dafür ist die Entfernung zu groß. Aber daß er weder Schurz noch Sandalen trägt, das kann ich deutlich sehen.“

Er schüttelte ratlos den Kopf. „Ein Verrückter? Nein, dann würde die Menge, die ihm folgt, lachen und johlen.“ Er kicherte in sich hinein. „Ich höre noch das Gegröle, als Jephtha den Verstand verlor und nackt auf die Gasse lief.“ Ein Seitenblick zu Schebna. „Jephtha war mein Nachbar, Herr. Als er nackt draußen herumtanzte, das gab einen Auflauf! Vor allem die jungen Burschen rissen Witze und trieben ihren Scherz mit ihm.“

Er hob die Hand über die Augen und spähte wieder hinüber. „Nein, ich verstehe das nicht. Still und nur auf weitem Abstand folgen sie dem Nackten. Fast scheint es, als hätten sie Scheu vor ihm.“ Und nun setzte er leise hinzu: „Ob es ein vornehmer Herr ist? Vielleicht gareiner aus dem Königshaus?“

Jetzt war Schebnas Geduld zu Ende. Wortlos ließ er den Mann stehen und eilte in großen Schritten den Hang hinunter: Er spürte nicht, daß er in Schweiß geriet, als er unten das Kidrontal hinaufstürmte, hin zum Wassertor. Jetzt nahm ihn der Schatten des Tordurchgangs auf, nun ging es die Gasse hinauf, den Steilhang des Ophel empor. Nur noch ein paar Ecken, dort oben wurde es schon heller. Das war das Licht, das sich über die breite Straße ergoß, die vom Palast in die Davidsstadt herabführte.

Und da war auch der Nackte! Fast wären sie, da Schebna hastig um die Ecke bog, gegeneinandergeprallt. Im letzten Augenblick konnte sich Schebna noch zur Seite wenden. Mit fliegendem Atem lehnte er sich gegen die Wand, dort, keine drei Schritte vor ihm, stand der andere, der Nackte. „Jesaja!“ keuchte Schebna. „Jesaja, was tust du? Bist du von Sinnen?“ Er nahm es nicht wahr, wie die schweigende Menge nachdrängte, sich um sie scharte und einen weiten Kreis um sie bildete. Erst als ein Kind, das gefallen war, aufweinte, erwachte Schebna aus seiner Betäubung.

Der Nackte da vor ihm war ja Jesaja, der Seher! Sein Mund zuckte, formte Laute und endlich auch Worte: „So spricht der Herr: Gleichwie mein Knecht Jesaja nackt und barfuß geht als Zeichen über Ägypten, so wird der Großkönig von Assur wegtreiben die Gefangenen Ägyptens und die Verbannten

von Kusch.“ Und nun schlug der Nackte die Hände vor sein Gesicht: „Weh uns, wie können wir entrinnen?“

Stille nun – Stille, die in den Ohren dröhnte. Ein jäher Schmerz ließ Schebna zusammenzucken. Die Fingernägel, er hatte sie sich an der rauhen Mauer aufgerissen, als er sich im festen Gestein festzukrallen versuchte. Er schwang die Hand zum Mund, sog das Blut auf, verbiß sich den Schmerz. Verflucht dieser Prophet, der nur Unheil verheißt!

Schebna schrak auf wie aus einem bedrückenden Traum. Wo war er? Leer der Platz, kein nackter Seher, keine gaffende Menge mehr. Wie Schemen verschwunden, weg, einfach weg. Und du stehst hier, leckst dir dein Blut von den Fingern und benimmst dich wie ein Narr. Als wenn nicht jener eine Narr genügte, dieser Jesaja Ben Amoz. Mann, reiß dich zusammen, spiel du nicht auch noch den Verrückten!

Er schüttelte sich und versuchte seine Gedanken zu sammeln. Die Drohworte dieses Besessenen scheinen dich getroffen zu haben? So sehr, daß du wie betäubt warst, gar nicht gemerkt hast, wie sie weiterzogen, der Nackte voran, die blöde Masse hinter ihm her. Mach dir nichts aus diesem..., diesem Propheten! Wahnsinnig ist er, besessen. Tu, was sonst keiner wagte: Lach ihn aus!

Dröhnend warfen die kahlen Mauern das Lachen zurück. Jäh verstummte Schebna. Ihm war, als habe er sich selbst verhöhnt.

6 Der Levit Kananja war Zeuge dieser Begegnung gewesen. Als er in seinem Amt als Verwalter des Tempelschatzes den Hohenpriester aufsuchte, um eine noch offene Abrechnung mit ihm zu klären, hatte er Asarja berichtet, was dort vor sich gegangen war. Asarja hatte ruhig zugehört, doch Kananjas Bericht hatte ihn besorgt gemacht. Nicht genug, daß der Prophet sich in seiner Nacktheit zum Gespött der Leute machte, nein, nun hatte er diesem Schebna, der sein erbitterter Gegner war, eine gefährliche Waffe in die Hand gegeben. Fortan würde Schebna immer wieder spöttelnd an die unwürdige Nacktheit des Sehers erinnern, sobald dieser

gegen ihn auftrat. Bedenkenlos würde Schebna den Propheten der Lächerlichkeit preisgeben. Lächerlichkeit aber, das wußte Asarja nur zu gut, konnte töten.

Die Tage tropften für den Hohenpriester im Tempeldienst gleichförmig dahin. Das tägliche Morgen- und Abendopfer, die Neumondfeste, die Brandopfer am Drommeten- und am Versöhnungstag. Nun lagen auch die unzähligen Opfer des Laubhüttenfestes hinter ihm.¹ Asarja fand nun endlich Zeit, nach seinem Freund Jesaja zu fragen.

Kananja konnte ihm berichten, daß sich die Unruhe um den Seher gelegt hatte, seit dieser nicht mehr mit seiner Nacktheit die Stadt brüskierte.

Dem Hohenpriester fiel ein Stein vom Herzen. Wie sehr er die Gespräche mit dem Propheten vermißt hatte, war ihm erst bewußt geworden, als das Laubhüttenfest hinter ihm lag. Die Unzahl der Festopfer hatte ihn nicht zur Besinnung kommen lassen. Doch jetzt, nachdem wieder Ruhe im Tempel eingekehrt war, sehnte sich Asarja nach einem Gespräch mit dem Freund. Was da von Norden heraufzog, schien äußerst bedrohlich. Wie sollte man mit den Sorgen, die Israels Schicksal betrafen, allein fertig werden? Vor allem jetzt, wo der König zu einer Versammlung gerufen hatte, in der es wahrhaftig um die Zukunft des Landes ging.

Wenn ich doch nur Gelegenheit hätte, mich vorher mit Jesaja auszutauschen, dachte Asarja. Was müssen wir tun, der drohenden Gefahr zu begegnen? Vor allem aber: Was erwartet Jahwe von uns? Sollen wir uns unter das harte Joch Assurs beugen? Oder sollen wir widerstehen, im Vertrauen allein auf den Herrn?

Ob Jesaja Rat wußte? Wenn überhaupt ein Mensch, dann er, der Seher des Herrn.

Asarja raffte sich hoch. Ich muß mit Jesaja sprechen! Noch vor der Beratung, zu der Hiskia den engsten Kreis seiner Vertrauten einberufen hat.

Waren sie sich schon so vertraut, daß einer des anderen Gedanken erfühlte? Es schien wohl so, denn eben, als Asarja sich anschickte, den Propheten aufzusuchen, stand dieser vor ihm.

Stumme Umarmung und Bruderkuß. Sie hatten sich so viel zu sagen und schwiegen dennoch lange. Sie saßen nur

und sahen sich in die Augen. Ja, das war das vertraute Gesicht des Freundes. Bieder und offen wie eh und je, trotz allem, was sich in den letzten Wochen und Monden ereignet hatte.

„Der König hat zu einer Beratung gebeten?“ In beiläufigem Ton hatte Jesaja gefragt. Eifrig beugte der Hohepriester sich vor: „Eben wollte ich dich dieser Sache wegen aufsuchen.“ Er drückte dem Freund die Hand. „Und da standest du vor meiner Tür! Hat mein Wünschen dich gerufen?“ „So muß es wohl sein“, lächelte der Seher, „ich spürte, daß du mich brauchst.“ Er wurde plötzlich sehr ernst. „Mich hat der König nicht gerufen. Er schämt sich meiner, weil ich mich zum Narren machte.“ Er warf den Kopf zurück. „Um des Herrn willen wurde ich zum Narren für Jeruschalajim! Er gebot mir, was ich tun sollte. Und – ich tat es.“

„Was hättest du anderes tun können?“ nickte der Priester. „Wenn Jahwe gebietet, dann geschieht es. So war es schon am Anfang der Welt, und so ist es auch heute.“ „Und wird so es am letzten aller Tage sein. Amen!“ Die Zeit tropfte dahin. Endlich fragte Jesaja: „Um was wird es bei der Beratung gehen?“ Der Hohepriester hob die Schultern: „Um die Frage, was nun geschehen soll. Du weißt noch nicht, wie es um uns steht? Nun, der König erhielt sichere Kunde, daß die Assyrer in das Philisterland eingefallen sind. Mehr werden wir gewiß bei der Ratssitzung erfahren.“

Er faßte den Freund bei der Schulter. „Und du begleitest mich dorthin!“ „Ich bin nicht geladen.“ „Oho, ich will den sehen, der es wagt, dich hinauszuweisen!“

Asarja erhob sich. „Du bist gerade zur rechten Zeit gekommen. Steh auf, die Stunde ist nahe, zu der Hiskia uns bestellt hat.“ „Ich habe meinen schäbigsten Mantel umgetan“, wehrte der Seher ab, doch der Priester lachte nur: „Nicht der Mantel macht den Propheten, sondern der Geist des Herrn!“

Die Beratung fand nicht, wie Jesaja vermutet hatte, im Waldhaus statt. Es war ja nur eine kleine Schar geladen, darum hatte der König den Palasthof für die Beratung ausgewählt.

Seite an Seite waren sie die Freitrepppe hinabgestiegen, die vom Tempelgelände zum Palast führte. Zwischen den Prachtbauten, die Salomo einst seinen königlichen Gemahlinnen errichtet hatte, schritten sie zum königlichen Palast. Auf der Terrasse holten sie den Kanzler Joach ein. Asarja sah sich

fragend um. „Und die anderen?“ Joach wies zur Vorhalle, die zum Innenhof des Palastes führte. „Wir sind die letzten, die anderen werden schon eingetreten sein.“

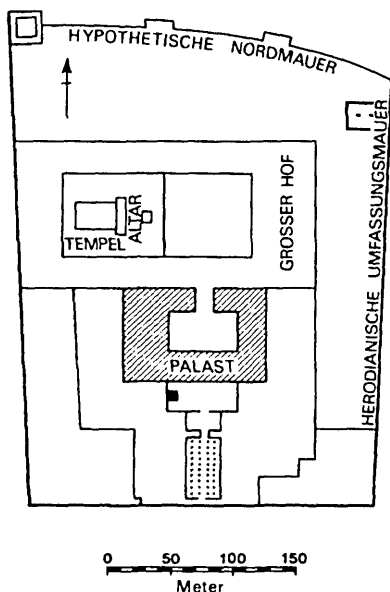
Ja, die Männer, die der König gerufen hatte, waren bereits im Hof versammelt. Auf der Westseite, über die sich schon die Schatten des nahen Abends legten, war – offensichtlich für den König – auf einer Marmorbank ein etwas erhöhter Sitz bereit. Leichtes Gestühl erwartete die Geladenen. Mit raschem Blick erkannte Asarja, wie geschickt der Hofmeister Eljakim alles geordnet hatte. Der Halbkreis, in dem die Gäste Platz nehmen sollten, wurde in der Mitte von dem Brunnen unterbrochen, so daß dem König zwei getrennte Gruppen gegenüber saßen.

Es war wohl kein Zufall, daß drüben Schebna und der Feldhauptmann

Schamma mit drei hohen Hofbeamten Platz genommen hatten. Auf dieser Seite, dem Portal zu, saßen Hofmeister Eljakim sowie der Rechnungsführer Kananja und der Vogt Jimna, die dem Stande der Leviten angehörten.

Eljakim, der dem höfischen Protokoll nach hier zu bestimmen hatte, winkte die Eintretenden zu sich und bot dem Hohenpriester den noch freien Sitz an. Ein unmerkliches Zögern nur, und er winkte einem der unter der Tür wartenden Diener, auch für den Propheten einen Stuhl herbeizuschaffen.

Jesaja spürte die Unruhe, die über den Männern lag. Und doch mußte er trotz der ernsten Lage lächeln, als er sah, mit welcher Aufmerksamkeit Eljakim die Tür, die zu den Gemä-



Karte 3

Plan des Salomonischen Tempels und Palastes

chern des Königs führte, im Auge behielt. Nun ja, es war halt Sache des Hofmeisters, das Nahen des Königs rechtzeitig zu melden, damit sich die Räte erhoben. Jetzt verdunkelte ein Schatten den Gang, Eljakim sprang auf und rief: „Der König!“

Sie standen, sahen dem Gesalbten in die Augen und verneigten sich stumm. Nur Schebna fiel, wie Jesaja aus den Augenwinkeln sah, aus dem Rahmen. Er vollzog, wie hätte man es auch anders von ihm erwartet, den Kotau, wie er vor dem Pharao Brauch war.

Ist nicht Hiskia weit über seine Jahre gealtert, fragte sich Jesaja, als sie wieder Platz genommen hatten. Die Stirn tief gefurcht, Falten von den Nasenflügeln hinab um die Mundwinkel? Und die Augen: nicht mehr das Feuer der Jugend. Müde blickten sie, müde und alt.

Schamma, der Feldhauptmann, hatte sich auf einen stummen Wink des Königs erhoben. Ausführlich berichtete er, wie sich die Lage verändert hatte. Es war nichts mehr mit dem Triumph über die Philister. Assur war jetzt auch dort Herr. In dumpfem Schweigen hörten die Räte zu, doch Jesaja, der sie beobachtete, konnte die Sorge, die sie bewegte, deutlich erkennen. Schebna: halb geschlossen die Augen, die Hände in die goldene Borte seines Mantels gekrampft und unentwegt die Fußspitzen wippend. Der Kanzler Joach: jenen bitteren Zug um den Mund, der sich zeigt, wenn einer, der gewarnt, aber nicht gehört worden war, recht behalten hat. Und der König selbst? Seine Augen waren nicht zu sehen, da er die Stirn in die hohle Hand stützte. Doch dies war deutlich: Schwer ging sein Atem, und gebeugt schienen die Schultern, wie wenn sie eine schwere Last trügen.

Jetzt hob der König den Kopf, die Hand sank herab, ein rascher Blick streifte über die Männer hin und blieb an Jesaja haften.

Jesaja! – Hier? Geschieht mir recht, sann Hiskia. Warum habe ich nicht auf ihn gehört, als er mich vor Ägyptens Unzuverlässigkeit warnte. Wenn ich doch nur nicht auf Schebna und all die anderen, die mich mit ihrem Geschrei betäubten, geachtet hätte! Es klingt mir noch heute in den Ohren: Tod der Schlange am Tigris! Die Freundeshand dem Pharao! Hiskia hielt den Atem an, jäh war ihm die Erkenntnis gekommen, daß es sich anders, ganz anders verhielt. Nein, es war nicht

das Geschrei der Ältesten und Großen gewesen, das ihn zur Absage an Assur bewegt hatte. Sein eigenes Siegesgefühl hatte ihn hochmütig gemacht. Der leichte Erfolg über die Philister hatte ihm den Blick getrübt und ihm das rechte Augenmaß genommen. Heute die Philister, morgen die Assyrer! So hatte er, im Rausch der Siegesmeldung, gedacht und dabei übersehen, daß Assur nicht den Philistern gleich war! Die Philister: ein paar Stadtstaaten, die man an einer Hand herzählen konnte, zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken, seit David ihre Macht gebrochen hatte. Assur dagegen: ein Reich von den Schneebergen des Nordens bis weit in die Wüste, vom Ostmeer bis an die Gestade Phöniziens. Ein sprungbereiter Löwe, mit dem keiner sich messen konnte, auch nicht das uralte Mizraim.

Hiskia preßte die Hand gegen die Stirn. Ich Narr! Assur den Kampf anzusagen! Sah ich nicht, was kommen mußte? Der Großkönig sandte seinen Marschall, den Tartan nennen sie ihn, der nahm mit leichter Hand die Städte der Philister. Die jüdischen Besatzungen? Geblendet, verstümmelt und gepfählt! Nur wenige entrannen, halb wahnsinnig von dem, was sie gesehen hatten.²

Hiskia schauderte, als er die Bilder, die sie beschrieben hatten, wieder vor sich sah: Frauen, die man geschändet und dann gevierteilt, Säuglinge, denen man den Kopf an Steinen zerschmettert hatte, Männer, mit dem Brustkorb auf Pfähle gespießt...

Und du, Hiskia, bist schuld an all dem! Du hast Assur den Tribut aufgesagt. Du warst so verblendet zu meinen, der Großkönig werde das ungeahndet lassen. Du Dummkopf meintest, dich auf den Arm des Pharaos stützen zu können.

Hiskia merkte nicht, wie seine Finger den Bart zerrupften: Du kanntest doch Assurs unbezwingliche Heeresmacht und wußtest, wie rachsüchtig der Leviathan vom Tigris zupackt und verschlingt! Hattest du vergessen, wie es der Großkönig Salmanassar mit Samaria trieb? Samaria: drei Jahre belagert und nach zäher Gegenwehr genommen, zerstört, geschleift, kein Stein auf dem andern gelassen, das Volk nach Assur verschleppt und zerstreut zwischen die Völker der Meder. Verloren die zehn Stämme Israels, verloren...³

Das alles hast du gewußt, Hiskia. Und du hast dennoch Assur den Dienst aufgekündigt! Du willst dich herausreden,

Salmanassar sei tot? Und wußtest doch, daß Sargon, der ihm folgte, nicht minder mächtig und grausam ist. Nun, jetzt hast du es ja gesehen, wie mühelos sein Tartan die eben von dir besetzten Philisterstädte einnahm.⁴ Und wie die Assyrer mit den Besiegten verfahren, weißt du ja nun auch.

Hiskias Zähne knirschten. Was sind das für Menschen, die so Schreckliches tun! Und – werden sie mit deinem Volk anders umgehen? Schon haben sie ausgelöscht die Flamme Israels, zerstreut die zehn verlorenen Stämme, Fremde verpflanztnach Samaria, Leute aus Babel und Kutha, von Hamath, Awwa und Sepharjim – Namen, die man nie zuvor gehört hatte, Städte und Länder, die da irgendwo weit im Osten liegen.⁵ Menschen anderer Art sind das, Heiden, die ihren Götzen jetzt auf den Höhen Samarias Opfer bringen. So ist es den zehn Stämmen ergangen, und wie wird der Großkönig mit Juda umspringen?

„Ägypten hat keine Hand gerührt!“ Schammas Stimme war es, die da anklagte. „Als der Tartan sich den Grenzen Mizraims näherte, hat der Pharao seine Truppen zurückgezogen.“ Das ist die Wirklichkeit, Hiskia. Dein Feldhauptmann Schamma sprach sie unbeschönigt aus. So, er war jetzt am Ende seines Vortrags über die Lage angelangt und faßte zusammen: „Wir haben uns in Ägypten getäuscht.“ Er gab sich einen Ruck. „Um die Wahrheit zu bekennen: Nicht wir alle, aber ich selber und...“ – er schloß die Augen, um niemand ansehen zu müssen – „...einige andere auch.“

Ein ehrlicher Mann, der den Mut hatte, eigene Fehler offen einzugestehen. Doch – Hiskia raffte sich auf: „Dein Eingeständnis ehrt dich, Schamma, doch diese späte Einsicht macht...“ – Hiskia wählte vorsichtig seine Worte – „...macht unsere Torheit nicht ungeschehen.“ Er stutzte: Habe ich „unsere“ gesagt? Hiskia fand keine Zeit, den eigenen Gedanken nachzusinnen, da alle auf ihn sahen. Er straffte sich in den Schultern: „Was bleibt uns jetzt zu tun?“

Er blickte sich um und sah auf allen Gesichtern Ratlosigkeit. Schamma fühlte sich verantwortlich: „Die Stadt, so gut es geht, noch stärker befestigen, Waffen und Vorräte bereitstellen.“ Eljakim warf ein: „Auch Samaria war gut befestigt und reichlich mit Vorrat versehen. Und ist doch gefallen.“ „Nach drei langen Jahren Belagerung!“ betonte Schamma. Er

warf den Kopf in den Nacken. „Drei Jahre sind eine lange Zeit.“ Er überlegte. „Als Salmanassar vor Samaria lag, hatte Ägypten tatenlos zugesehen. Samaria lag ja nicht vor Mizraims Grenze. Jeruschalajim aber ist der Riegel vor dem Nilland. Fällt Jeruschalajim in Assurs Hand, dann ist die Tür nach Ägypten aufgestoßen.“ Er zog den Schluß: „Auch ein treuloser Pharaon kann nicht drei Jahre lang zusehen, wie Assur diese Tür aufbricht.“

Das klingt überzeugend, überlegte der König. Lagen die Assyrer vor Jeruschalajim, dann ging es für Ägypten nicht um Bündnistreue gegenüber Juda, dann stand Ägyptens eigene Sicherheit auf dem Spiel. „Rüsten also?“ „Rüsten!“ bestätigte Schamma und kam sogleich zur Sache: „Die Mauern unter dem Millo müssen vom Fundament auf verstärkt werden, aber auch die Neustadt auf der Westseite des Schautals ist noch zu schwach befestigt.“ Er überlegte. „Gewiß, wir könnten notfalls die Neustadt aufgeben und uns auf die Davidsstadt und den Tempelbezirk zurückziehen. Doch vielleicht bleibt uns Zeit genug, jene Mauer, die die Neustadt umschließt, noch zu verstärken. Vordringlich aber“, er hob die Stimme, „ist die Sicherung des Millo.“

Der König nickte zustimmend. Dann jedoch stellte er die Frage, die ihn schon lange beschäftigte: „Und wie sieht es mit der Wasserversorgung aus?“ Schamma schien überrascht: „Wir haben doch die Gihon-Quelle und den Schacht der Jebusiter?“ „Schon richtig“, gab Hiskia zu, „aber vergiß nicht, daß durch jenen Schacht Abner, Davids Krieger, in die Stadt eindrang und sie auf diese Weise eroberte.“⁶ „So etwas ist nur ein einziges Mal möglich“, wehrte Schamma ab. „Die Jebusiter wurden überrascht, weil sie nicht ahnten, daß David diesen Kanal entdeckt hatte.“ „Auch die Assyrer könnten von ihm erfahren“, meinte Hiskia, „in jeder Stadt gibt es einen Verräter.“ „Wir werden, was die von Jebus damals nicht taten, Wachen aufstellen.“ Schamma war sich seiner Sache sicher. „Zwei Männer genügen, um jeden, der in dem engen Schacht heraufsteigen will, in die Tiefe zu stoßen.“

Damit schien die Sache abgetan. Doch Joach, der Kanzler, hob die Hand. „Schlimm ist nur, daß wir es den Belagerern kaum verwehren können, selbst das Wasser des Gihon zu gewinnen. Sie können ungestört aus dem Kanal Salomos

schöpfen, der das überschüssige Quellwasser im Kidron talwärts führt.“ „Und die Quelle Rogel⁷ besitzen sie auch“, setzte Eljakim hinzu, „wie auch den Brunnen auf dem Hofe Bahurim.“⁸ Er winkte ab. „Von all den anderen Brunnen ringsum in den Dörfern gar nicht zu reden.“

Nachdenkliches Schweigen. Was hätte man auch noch sagen können! So, wie es eben dargelegt worden war, verhielt es sich nun einmal. Wer könnte es dem Feind verwehren, Wasser aus den Brunnen zu schöpfen? Und der Jebusiter-schacht? Keine Frage, er blieb ein Schwachpunkt der Verteidigung und mußte ständig bewacht werden.

Hiskia machte dem Schweigen ein Ende, indem er zusammenfaßte: „Wir werden also die Mauern verstärken, vor allem die unter dem Millo. Über das Wasser des Gihon“, er neigte den Kopf zur Seite, da ihm, unklar noch, ein Gedanke gekommen war, „über den Gihon, meine Freunde, werde ich nachdenken.“ Es schien, als hätte er noch etwas hinzufügen wollen, doch er brach ab. Ein Wink mit der Hand, sie waren entlassen.

7 Der Regenguß war vorüber, das Gewitter zog über den Ölberg ab. Vom Hofe Bahurim bis hin zu der Senke, durch die der Weg hinab nach Jericho führte, stand ein leuchtender Regenbogen.

„Meinen Bogen habe ich in die Wolken gesetzt, sprach der Herr, als Zeichen des Bundes, den ich zwischen mir und euch und allem lebendigen Getier geschlossen habe. Und wenn es kommt, daß ich Wetterwolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken. Alsdann will ich denken an den Bund zwischen mir und euch.“¹ Jesaja schwieg einen Augenblick, setzte dann leise hinzu: „Und der Herr sprach: Ich will hinfort die Erde nicht mehr verfluchen um des Menschen willen, denn das Dichten und Trachten des Menschenherzens ist böse von Jugend auf.“ Der Prophet hob das Gesicht und sagte mit voller Stimme: „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“²

Der Steinmetz Benaja warf seinem Vogt Jimna einen Blick zu und zuckte kaum merklich die Schultern. Daß diese Frommen immer gleich aus der Thora des Mose zitieren mußten! Gewiß, auch Benaja zählte sich zu den Juden, die etwas auf die Überlieferung der Väter gaben. Aber wegen eines alltäglichen Gewitters so große Worte machen? Er wagte einen zweiten Blick zu Jimna, doch der tat, als bemerke er nichts. Nun ja, ein Vogt, der zu den Leviten gehörte... Der durfte es sich natürlich mit einem Seher nicht verderben. Also gab sich der Steinmetz einen Ruck und warf gleichmütig hin: „Saat und Ernte, Sommer und Winter – wir haben die Zeit gut genutzt.“ Er wies hinunter zu der Ostmauer am Ophelhang. „Die Fundamente gesichert, hier unter uns am Millo die Mauer so fest wie noch nie, und“, er warf den Kopf in den Nacken, um anzudeuten, daß jener Abschnitt, von dem er jetzt sprach, hinter ihrem Rücken liege, „und die neue Mauer, welche die Neustadt nach Westen hin schützt, ebenfalls verstärkt.“

Jimna war das wohl zuviel des Eigenlobes, denn mit einer leichten Handbewegung streute er ein: „Wir hatten tüchtige Arbeiter zur Verfügung. Sie taten, was in ihren Kräften stand. Und“, er hob die Stimme, „die Furcht saß ihnen im Nacken und trieb sie an.“ „Die Furcht!“ Jesaja griff das Stichwort auf. „Ja, seit Assur sich zum tödlichen Schlag anschickt, regiert nur noch Furcht in Jeruschalajim.“ Er brach ab, weil Jimna sich auffällig räusperte. Der König kam? Keine Frage, der in der Mitte mußte Hiskia sein. Und ihm zur Seite? Das waren Kananja, der Schatzmeister des Landes, und der Hofmeister Eljakim. Gemächlich stiegen die drei die letzten Stufen herauf. Während Benaja und Jimna sich achtungsvoll ein wenig zurückzogen, erwartete der Prophet den König auf dem oberen Umgang der Mauer. Lächelnd reichte Hiskia ihm die Hand. „Die Fortschritte der neuen Befestigungsarbeiten besichtigt?“ fragte der König. „Das auch“, erwiderte Jesaja, „zuerst aber den Herrn gelobt, der im Gewitter daherfährt.“

Hiskia warf einen kurzen Blick hinüber zum Ölberg, doch der Regenbogen war bereits verblaßt, da das Unwetter sich hinter dem Bergrücken aufzulösen begann. Hiskia winkte den Steinmetz und den Vogt heran. „Ich möchte hören, was ihr mir zu berichten habt.“ Geduldig und mit gesammelter Miene

hörte er sich den ausführlichen Bericht der beiden verantwortlichen Männer an.

„Es ist gut“, nickte er, als sie fertig waren, „daß ihr die Arbeiten abgeschlossen habt. Die Zeit, die uns noch bleibt, werden wir für ein anderes Werk benötigen.“ Er ließ offen, was er meinte, war mit den Gedanken ganz bei dem, was am Tage war. „Ihr wißt, was mich bewegt: Sanherib, der Sargon auf dem Throne Assurs folgte, ist noch grausamer als seine Vorgänger.“ Sein Mund zuckte. „Entsetzlich, was unsere Kundschafter aus dem Lande der Philister meldeten: Sidka, der König von Aschkalon, ist mitsamt seiner ganzen Familie in der Hand der Assyrer. Eltekeh, Timna und Ekron sind verwüstet.“³ Hiskia schlug die Hand vor die Augen. „Alle, die Rang und Namen hatten, ließ Sargon pfehlen oder an eisernen Haken an der Mauer aufhängen.“

Die Männer standen schweigend, mit gesenkten Köpfen. Vieles von dem, was der König eben gesagt hatte, war ihnen schon bekannt. Hiobsbotschaften verbreiten sich halt schnell. Doch der König war noch nicht am Ende. „Ich habe König Padi, der zu Assur hielt und den mir die von Ekron als Gefangenen anvertrauten, mit reichen Geschenken nach Ekron zurückgeschickt und ihn“, Hiskia mußte schlucken, „gebeten, beim Großkönig für uns um Verschonung zu bitten.“

Von Sorgen bedrängt hatte er außer acht gelassen, daß ein König auf jedes seiner Worte achten sollte, zumal wenn Männer mithören, die nicht die gleiche Verantwortung tragen. Erst ein auffälliges Räuspern seines Kanzlers und dessen eindeutiger Blick machte ihn aufmerksam. Hiskia biß sich auf die Lippen, da ihm klar wurde, daß dieser Bauarbeiter Benaja alles, was da gesagt worden war, seinen Männern weitergeben könnte. Nur einen Augenblick überlegte der König, ob er es Benaja ausdrücklich verbieten solle, das Gehörte weiterzutragen. Doch das wäre nicht seine Art gewesen, war wohl auch eines Königs unwürdig.

Vertrauen zeigen!, schoß es ihm durch den Kopf. Also blickte er dem Baumeister fest in die Augen, zwinkerte kaum merklich, wie man es unter Verschworenen tut, und sagte: „Ein Glück, daß ich in solcher Not Männer um mich habe, denen ich mein Herz öffnen kann, weil ich ihnen vertraue.“

Der Blick, mit dem Benaja diese Worte erwiderte, zeigte

ihm, daß dieser Mann für ihn gewonnen war. Nein, Benaja würde, dessen war Hiskia sich jetzt sicher, vor seinen Leuten nicht mit dem herumprahlen, was er vernommen hatte.

Jesaja hatte stumm zugeschaut, fühlte sich erleichtert, daß der König die rechte Art gefunden hatte, den Steinmetz zu seinem Vertrauten zu machen, und bemerkte mit Erstaunen, daß dieser schlichte Handwerker ein Feingefühl bewies, das man ihm kaum zugetraut hätte. Freude und auch ein wenig Stolz waren über Benajas Gesicht geflogen, als der König ihn ansprach. Doch nun verneigte er sich – gemessen, wie es sich für einen freien Mann geziemte, – und sagte: „Wenn der König gestattet, gehe ich wieder an meine Arbeit.“ Er wartete die Antwort nicht ab, wandte sich um und ging mit festen Schritten zum Millo hinab.

„Jesaja?“ Der Prophet fuhr aus seinem Nachdenken hoch. „Mein König?“ „Erinnerst du dich? Es ist lange her, ich war damals noch ein Kind, hatte meinen Vater“, er sprach den Namen Ahas nicht aus, „hinab zur Gihon-Quelle begleitet. Ich begriff damals noch nicht, was meinen Vater immer wieder zu der Quellgrotte trieb. Und da...“ „Da kam ich“, fiel Jesaja ihm ins Wort, „ich und mein Sohn Schear Jaschub.“

Ein glückliches Lachen des Königs. „Auch er war damals noch ein Bub, ein wenig älter als ich.“ Er wurde wieder ernst. „Ich weiß nicht mehr, was du meinem Vater als Botschaft des Herrn zu überbringen hattest...“ Jesaja fiel lebhaft ein: „Rezin, der König von Aram, und Pekach von Samaria zogen damals heran, Jeruschalajim zu belagern. Und Ahas“, zum ersten Mal fiel der Name, „Ahas war besorgt, wie dieser Krieg wohl enden möge. Ich brachte ihm in jener Stunde die Zusage des Herrn: Bleib still und fürchte dich nicht, dein Herz sei unverzagt vor diesen beiden Brandscheiten, die nur rauchen.“⁴

Hiskia nickte: „So hörte ich es auch, später, aus dem Munde meines Vaters.“ Er blickte ins Kidrontal hinunter. „Jener Tag hat sich fest in meine Erinnerung eingegraben, weil ich spürte, welche Sorge meinen Vater bedrängte.“ Er lehnte sich auf die Mauerbrüstung und sagte wie zu sich selbst: „Der Gihon, der Gihon! Wenn es gelänge, seine Wasser so zu führen, daß nur die Stadt sie nutzen kann.“ Er riß sich herum, blickte seine Getreuen einen nach dem andern an. „Das waren die Worte, die mein Vater damals sprach, als wir dort vor dem äußeren

Quellteich standen. Und diese Worte haben sich mir eingebrannt.“

Er legte den Arm um Jesaja. „Ihr alle wißt, nichts hatte ich mit meinem Vater gemein, aber diese eine Sorge um die heilige Stadt verband uns beide.“ Er schloß die Augen. „Um den Gihon kreisten schon die Gedanken meines Vaters. Und was ihm – unklar und nebelhaft – vorschwebte, ich werde es sichten, planen und vollenden.“

8 Jesaja hatte es gespürt, kaum daß er eingetreten war: Im Libanonwaldhaus ging es heute ganz anders zu als sonst. Keine selbstsichere Gelassenheit, kein würdevolles Schweigen, nein, unruhiges Geschieße, Tuscheln und Raunen, ein Summen wie in einem Bienenkorb.

Mit Mühe hatte Eljakim dem Kanzler Gehör verschaffen können. Und selbst als Joach zu sprechen begann, ließen sich aus dem Hintergrund noch immer unterdrückte Rufe hören.

„Ihr Ältesten der Stadt, Hauptleute, Beamte des Königs!“ Der Kanzler machte eine Pause, so daß es endlich leise wurde. „Der König hat euch herbeigerufen, um euch genau darüber zu informieren, was geschehen ist.“ Jetzt war es so still, daß man die Tauben flattern hörte, die oben unter den Oberfenstern ihre Nester hatten.

Es war nicht erfreulich, was die Großen Judas zu hören bekamen. Sanherib hatte sich nach der Eroberung der Philisterstädte gegen Juda gewandt. Der König Hiskia hatte jenen Padi, Sanheribs Vasallen in Philistea, freigelassen, da er hoffte, der Großkönig werde sich dadurch umstimmen lassen. Doch diese Hoffnung hatte getrogen. Nichts hatte die freundschaftliche Geste eingebracht. Der Großkönig hatte sie einfach nicht zur Kenntnis genommen. „Mit Belagerungsmaschinen und gewaltigen Rammböcken hat er seine Truppen gegen die Städte Judas anrücken lassen. Die Gefangenen mußten Rampen erbauen, auf denen Stürmer die Mauern ersteigen konnten. Sechshundvierzig Ortschaften, Städte, Flecken und Dörfer sind genommen, geplündert, gebrandschatzt und geschleift worden.“¹

Totenstille, als der Kanzler aufzählte: „Alle bewegliche Habe Judas führte er weg: Pferde, Maultiere und Esel, Kamele, Schafe und Ziegen, dazu alles Vieh, Rinder wie Ochsen. Und, was weit schlimmer ist, alle Bewohner, die es überlebten.“ „Der Pharao wird...“, Schebna hatte es gerufen. Doch Joach sagte schneidend: „Nichts wird er tun! Denn seine Macht ist schon gebrochen. Sanherib schlug ihn und den König von Kusch in der Ebene von Eltekeh. Zwei Söhne des Pharao und die Edlen von Kusch sind als Gefangene in der Hand des Großkönigs.“ Eine Stimme schwang plötzlich durch den Raum, eine einsame, klagende Stimme: „Wehe dem sündigen Volke, dem Volk mit Schuld beladen, dem boshaften Geschlecht, den verderbten Kindern, die den Herrn verlassen. Von der Fußsohle bis zum Haupt ist nichts Gesundes an euch, sondern Beulen und Striemen und frische Wunden. Euer Land ist verwüstet, eure Städte sind mit Feuer verbrannt. Fremde verzehren eure Äcker vor euren Augen, alles ist verwüstet wie beim Untergang Sodoms. Übriggeblieben ist allein die Tochter Zion wie ein Häuslein im Weinberg. Hätte uns der Herr Zebaoth nicht einen geringen Rest übriggelassen, so wären wir wie Sodom und Gomorra.“²

Diese Stimme! Das ist doch Jesaja, der Sohn des Amoz, der Unglücksprophet? Fäuste flogen hoch, Flüche schwirrten.

Hat uns dieser Jesaja nicht schon genug Unheil angekündigt? erinnert euch, Freunde: Schear Jaschub hatte er seinen Erstgeborenen genannt. Ein Rest wird sich bekehren! Welch eine Vermessenheit, mit dem Namen des Sohnes uns als Sünder zu bezeichnen und nur einem Rest Bußfertigkeit zuzubilligen! Den zweiten hatte er Maher Schallal Hasch Baz genannt: Raubebald-Eilebeute – und diesen Namen selber uns gedeutet: Ehe dieser Knabe Vater und Mutter sagen kann, soll die Macht von Damaskus und die Beute aus Samaria weggenommen werden durch den König von Assyrien!³

Und? Es geschah tatsächlich so, der Großkönig Salmanassar unterwarf die Aramäer und zerstörte bald darauf Samaria. erinnert ihr euch? Das alles geschah vor gut zwanzig Jahren. Diese beiden Unglücksraben, Schear Jaschub und Maher Schallal Hasch Baz, sind längst erwachsen, doch das Unheil, das an ihren Namen hängt – gilt es noch immer?

Sie drängten heran und schrien: „Hinaus mit ihm!“ „Stei-

nigt, steinigt ihn!“ Auf einen Wink Eljakims schlossen die Hofbeamten einen schützenden Kreis um den Propheten. Kananja war aufgesprungen und gebot Ruhe. Still jetzt! Der Schatzmeister des Königs will etwas sagen!

„Hört, ihr Männer, was der König mit seinen Räten beschlossen hat.“ Kananja wartete, bis alle Augen auf ihn sahen. „Die Freilassung des mit Assur verbündeten Königs Padi hat, wie euch der Kanzler schon berichtete, beim Großkönig nichts ausgerichtet. Wir haben lange und gründlich beraten, wie wir den Zorn des Großkönigs stillen können. Wir alle wissen, daß sein Vorgänger König Sargon uns grollte, weil wir ihm den fälligen Tribut verweigerten. Sanherib nun will holen, was Sargon nicht mehr einfordern konnte, da er starb. Wir meinen, Sanherib wird sich uns nachsichtig zeigen, wenn wir ihm den angemessenen Tribut zahlen.“ Er mußte tief atmen, bevor er die Kraft fand, weiterzusprechen. „Wir werden dem Großkönig dreißig Zentner Gold und dreihundert Zentner Silber zahlen.“⁴ Entsetzen lähmte die Menge. Dann brach es los: Aufschreie, Wehrufe, Zorneschrei. Und über allem die Frage: Woher so viel nehmen? Sollen wir uns ausplündern lassen?

Endlich konnte der Schatzmeister sich wieder Gehör verschaffen. „Ihr wißt, daß trotz aller Tribute, die wir in den früheren Jahren zu entrichten hatten, unsere Stadt nicht arm ist.“ Nur einen Atemzug lang dachte er an die Armen, die unten in der Davidsstadt enggedrängt hausten. „Der westliche Hang über dem Schautal weist Häuser auf, die Palästen gleichen.“ Er wehrte ein paar Zwischenrufer ab. „Gebt es doch zu, ihr Kaufleute der Oberstadt: Eure Truhen sind gefüllt von dem, was euch der Handel mit Arabien und Ägypten einträgt.“

Er wußte genau, daß er mit solchen Worten die Stimmen aller anderen gewann. Zu groß schon waren die Spannungen zwischen den Stadtteilen: die Großen des Landes droben neben den Palästen des Königs, drüben in der westlichen Neustadt die Neureichen und die wohlhabenden Handwerker, drunten in der alten Stadt Davids aber das einfache Volk, verarmt, verkommen und auf engstem Raum zusammengedrängt.

Kananja hörte mit Genugtuung die Rufe derer, die auf die neureichen Kaufherren neidisch waren, doch er war klug genug, es nicht zu einem offenen Streit kommen zu lassen. „Genügt es, wenn ich euch sage, daß keiner von euch, weder

einer aus der Alt- noch aus der Neustadt, seine Habe hergeben muß?“ Jetzt schwiegen sie, neugierig, welchen Ausweg die da oben wohl gefunden hätten.

„Der König hat alles, was sich in seinem Schatzhaus befand, herausgegeben, alles Gold, alles Elfenbein und Silber, die wertvollen Hölzer und die Spezereien aus Arabien. Aber“, er hob die Stimme, „das reicht noch nicht. Wir – die Priester und Leviten – stimmen darum dem König zu, wenn er auch alles Gold des Tempels fordert.“⁵ Wie? Das Goldblech auch, mit dem Hiskia erst vor wenigen Jahren die Tempeltüren hatte beschlagen lassen? Die goldenen Gefäße und Leuchter? Das war unerhört, aber – war es nicht immer noch besser, als dem einzelnen sein mühsam erworbenes Vermögen abzunehmen?

Es kam, wie es Kananja erwartet hatte: Zögerlich, aber irgendwie erleichtert, stimmten sie zu. Wenn es gar nicht anders ging...

Sie stimmten zu, als Kananja die Leviten benannte, die das Gold des Tempels einziehen und dem Schatzmeister übergeben sollten. Sie stimmten zu, daß der König den Staatsschatz für den Tribut in Anspruch nahm, und sie stimmten – schon beinah freudig – zu, als die vornehmen Herren ausgewählt wurden, die Jeruschalajims Huldigung dem Großkönig überbringen sollten.

Nun würde alles wieder gut werden. Friede für Jeruschalajim, guter Handel mit Nord und Süd und natürlich auch mit den arabischen Nachbarn im Osten.

9 Matt hob sich die Silhouette der beiden Männer gegen das ungewisse Licht ab, das vom Eingang her in die Grotte fiel. „Warten wir, bis unsere Augen sich an das Dunkel gewöhnt haben!“ mahnte Jesaja. „Ich kenne mich hier aus, auch wenn es lange her ist, daß ich zum Quellteich des Gihon hinabstieg.“ Er lachte leise. „Du mußt wissen, Hiskia, daß ich als Kind oft unsere Magd begleitete, wenn sie zum Gihon ging, um Wasser zu holen. Und während sie mit den anderen Frauen die Zeit verplauderte, kundschaftete ich voller Neugier diesen Gang aus. Einmal wagte ich mich sogar

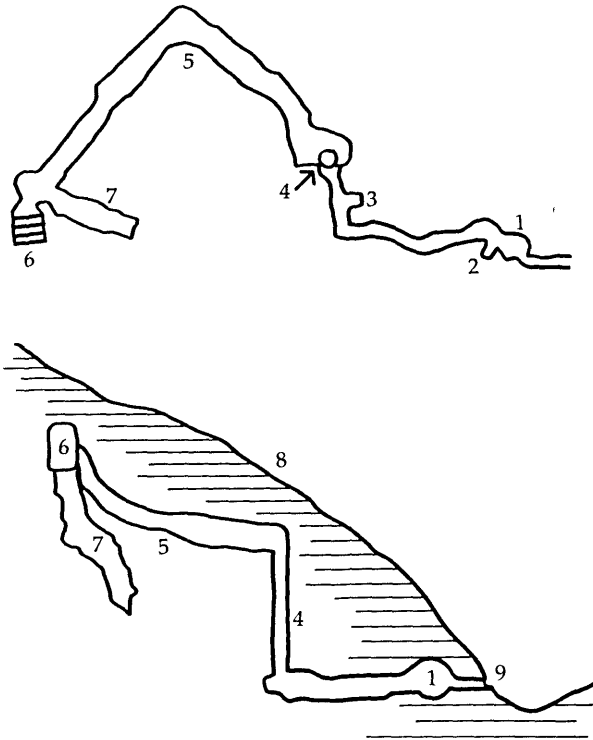
in den Teich hinein, kehrte aber um, als mir das Wasser bis an den Hals stieg. Später habe ich den Teich durchwatet und den Stollen bis zum Schacht der Jebusiter erkundet.“ Er ergriff des Königs Hand. Vorsichtig sich an der Wand entlang tastend schritten sie weiter und ließen sich am Rande des Quellteiches nieder.

Erst jetzt begannen sich die Augen des Königs der Finsternis anzupassen. „Ich bewundere dich, Jesaja, daß du trotz deines Alters noch so scharfe Augen hast. Ich erkenne erst jetzt hier zu meinen Füßen die matt schimmernde Wasserfläche.“ „Der fast kreisrunde Teich, in den sich das Quellwasser ergießt.“ Jesaja beugte sich herüber und führte die linke Hand des Königs. „Fühlst du das kühle Wasser, das hier ganz dicht neben dir aus der Felsspalte fließt?“ „Gihon, der Quell, der nie versiegt“, flüsterte Hiskia. „Frisch und leis sprudelnd bricht er aus dem dunklen Nirgendwo, strömt dahin und verrieselt am Ende in schütterem Geröll. Wie unser Leben...“

„Ja, er versiegt nie“, stimmte Jesaja zu, „doch weißt du auch, daß er nicht immer gleichmäßig fließt? Nur etwa viermal von einer Morgenwache bis zur anderen sprudelt der Quell für kurze Zeit. Der Teich sorgt dafür, daß die Wassergabe ausgeglichen wird und sich immer Schöpfwasser im Jebusiterstollen findet.“ „Ich hörte schon davon“, erwiderte Hiskia, „wenngleich ich als Kind nicht...“ „Ich verstehe“, lachte Jesaja, „einen Prinzen läßt man nicht mit einer Magd zum Brunnen gehen.“ „Immerhin ist mir der Stadtbrunnen bekannt, ich habe ihn bei meinen Spaziergängen oft aufgesucht, um zuzuschauen, wie sie dort die mit Wasser gefüllten Eimer heraufwinden. Aus der Chronik weiß ich, daß schon die Jebusiter diesen Schacht in die Tiefe trieben, um innerhalb der Stadtmauer Wasser schöpfen zu können.“

„Siehst du dort drüben, uns schräg gegenüber, das dunkle Viereck?“ Jesaja wartete Hiskias Antwort nicht ab. „Das ist der Beginn des Jebusiterstollens. Der Stollen ist gerade hoch genug, einen Mann aufrecht gehen zu lassen. Er verläuft nicht gerade, da die Jebusiter sich bei seinem Bau der Härte des Felsens angepaßt haben. Nach etwa vierzig Ellen¹ erreicht man eine Stelle, an der er scharf nach rechts abbiegt. Nochmals zwanzig Ellen² weiter endet er, genau unter der Mündung des Schachtes, der von oben herabkommt.“

„Erstaunlich, was die Jebusiter schon vor vielen hundert Jahren geleistet haben“, pflichtete Hiskia bei. „Auf diese Art konnten sie innerhalb ihrer Stadtmauer an das Wasser des Gihon gelangen. Aber“, erhob die Stimme, „diese Wasserkunst hat zwei Schwächen: Ein kühner Feind kann durch den Schacht in die Stadt gelangen, genau wie Joab es tat, der auf diese Weise für David die Stadt gewann.“³ „Das können wir verhindern, weil wir diese Schwäche kennen. Eine Handvoll Krieger reicht aus, jedem Feind das Emporsteigen im Schacht zu verwehren.“



Karte 4

- | | |
|----------------------------------|------------------------------|
| 1 Quellteich Gihon | 7 Wegen Härte des Felsens |
| 2 Stollen der Jebusiter | abgebrochener Stollen |
| 3 Blind endender Stollen | 8 Ophelhang |
| 4 Schacht der Jebusiter (Sinnor) | 9 Wasserabfluß zum Kidrontal |
| 5 Stollen zur Stadt hinauf | 10 Ursprüngliche Mauer |
| 6 Eingang von der Stadt her | zur Jebusiterstadt |

„Richtig und dennoch falsch!“ verbesserte ihn Hiskia. „Der Feind muß nicht erst den Schacht ersteigen, um die Stadt zur Aufgabe zu zwingen. Es genügt, wenn ein Krieger sich unten im Stollen bereithält, jeden Eimer, der herabgelassen wird, zu kappen.“ Hiskia wartete auf Widerspruch. Als der ausblieb, setzte er hinzu: „Du stimmst mir zu, und auch die andere Schwäche dieser Anlage wirst du anerkennen müssen. Der Gihon spendet, zumal wenn er aufwallt, mehr Wasser, als aus dem Schacht geschöpft werden kann. Also fließt das überschüssige Wasser, da es durch den Berg nicht dringen kann, oben in dem Kanal, den König Salomo anlegte, in das Kidrontal hinaus.“ „Und ich sehe keine Möglichkeit, dies zu verhindern. Aus den Chroniken ist mir bekannt, daß früher, bevor Salomo seinen Stollen schlagen ließ, die Grotte bis zum Rand mit Wasser gefüllt war. Sobald der Gihon dann zu sprudeln begann, rann das überschüssige Wasser dort oben ins Tal hinaus.“ „So muß es wohl gewesen sein“, stimmte der König zu, „da das Wasser keinen anderen Weg finden konnte. Und draußen im Kidron hat dann jeder Belagerer Zugang zu dem Kanal Salomos, der zu den königlichen Gärten führt. Der Kanal liegt ja außerhalb der Stadtmauer und ist durch den zum Teil überhangenen Felsen sogar gegen Sicht geschützt.“

Jesaja hatte mitgedacht und meinte jetzt: „Und du glaubst, einen Weg gefunden zu haben, wie diese beiden Schwächen des Gihon zu beheben sind?“ Ein leises Lachen kam aus dem Dunkel. „Der Herr gab mir den Gedanken ein!“ Er legte den Arm um die Schulter des Propheten. „Hör zu, mein Freund: Die Jebusiter begingen den Fehler, den Tunnel nicht ganz durch die Höhe Ophel zu schlagen. Verstehst du? Ich will den Tunnel der Jebusiter verlängern, ihn unter dem ganzen Ophel und der Stadt Davids hindurchführen bis ins untere Schautal hinab.“

Jesaja war zusammengezuckt, als er begriff. „Ein trefflicher Gedanke! Nur“, er zögerte, sagte dann jedoch entschlossen, „nur wird es sehr schwer, wenn nicht gar unmöglich sein, ein solches Werk in der Zeit, die Assur uns noch läßt, durchzuführen.“ „Ich weiß, ich weiß“, flüsterte Hiskia, „doch wir müssen es versuchen. Ich habe den Pharao gebeten, uns erfahrene Männer zu schicken, die sich auf solches Werk verstehen.“

Er klopfte dem Freund auf die Schulter. „Ich kann jetzt nur hoffen, daß der Pharao, der von Sanherib hart bedrängt ist, meiner Bitte willfährt.“ „Er wird es tun“, ereiferte sich Jesaja, „denn ihm ist daran gelegen, daß Jeruschalajim nicht in die Hände des Großkönigs fällt.“ „Das war auch mein Gedanke, als ich meinen Brief an ihn schrieb. Wenn ich nachrechne, könnte die Antwort des Pharaos schon in wenigen Tagen bei mir eingehen.“

Neue Hoffnung gab ihm Mut: „Und dann, mein Freund, gehen wir ans Werk. Ich habe bereits den Steinmetz Benaja angewiesen, mir eine Mannschaft der tüchtigsten Leute zusammenzustellen. Gelingt uns der Tunnelbau, dann können wir den Kanal Salomos und den Eingang der Quellgrotte zuschütten. Kein Wasser mehr für die Belagerer!“ „Aber“ – Jesaja dachte laut – „wobliebt dann das überschüssige Wasser? Obwohl Jeruschalajim sehr gewachsen ist, werden wir nicht alles, was der Gihon hergibt, verbrauchen können.“ Ihm kam ein neuer Einfall. „Die in der Neustadt würden sich doch sicher freuen, das Wasser dann so nah bei sich zu haben. Sie könnten sich dann den weiten Weg zum Jebusiterschacht oder gar hinunter zum Gihon sparen.“ „Und sie würden dann nicht mehr so mit dem Wasser geizen, wenn sie es so bequem erreichen könnten. Ein Teil des Wassers dürfte zudem auf dem weiten unterirdischen Weg im Gestein versickern. Und was danach noch übrig bleibt, das könnten wir für die königlichen Gärten nutzen, wo es dann vollständig versickert.“

Nach längerem Nachdenken stimmte Jesaja zu. „In der Tat, so wäre es möglich, den Gihon dem Zugriff der Belagerer zu entziehen. Aber die anderen Brunnen, der Rogel, der...“ „Sie alle werden zugeschüttet“, beruhigte ihn Hiskia, „es dauert dann Wochen, sie wieder freizugraben. Bis dahin müßten die Assyrer alles Wasser, was sie für sich und ihre Tiere benötigen, von weither herbeischaffen.“ Er überlegte und meinte dann: „Eine, wenn ich es recht überlege, kaum lösbare Aufgabe.“

Er erhob sich. „Komm, Jesaja, wir wollen nicht zögern, sondern uns so bald wie möglich ans Werk machen!“

10 Schon von der Terrasse aus sah Jesaja, daß die Tore des Waldhauses weit geöffnet waren. Als er näher kam, erkannte er auch den Grund für diese ungewöhnliche Maßnahme. Die Halle war bis dicht an die Türen von einer Menschenmenge gefüllt. Verständlich, daß nicht nur die sechs Tore – je drei an der Nord- wie an der Südseite –, sondern auch die über ihnen befindlichen Fenster geöffnet worden waren, um frische Luft zuzuführen. Tempeldiener bahnten dem Propheten einen Weg durch die Menge und geleiteten ihn bis zu dem erhöhten Podium, in dessen Mittelpunkt sich das für den König bestimmte Hochgestühl befand. Der Thron war noch nicht besetzt, doch die Großen der Stadt hatten bereits Platz genommen. Jesaja grüßte verhalten zu den anderen hin und ließ sich neben dem Hohenpriester Asarja und dem Leviten Kananja nieder. Er hatte jetzt Muße, sich in der Halle umzublicken.

Oben wie üblich die Räte des Königs: Eljakim, Joach, Schebna und Schamma drüben, Asarja, Kananja und Jimna auf dieser Seite hier. Doch für wen mochte der noch leere Sessel unmittelbar neben dem Thron bestimmt sein?

Ein Gongschlag übertönte das Raunen der Menge, es wurde still. Schritte kamen näher, Köpfe erschienen in der Gasse, die von den Dienern freigehalten worden war. Hiskia und neben ihm, aber zwei Schritte zurück, ein Fremder? Jesaja spürte, wie auch die Blicke aller anderen sich auf diesen Unbekannten richteten, der die Ehre hatte, zusammen mit dem König einzutreten. Während sie sich gemessenen Schrittes näherten, hatte Jesaja Zeit genug, den Fremden zu betrachten. Ein Ägypter! Daran konnte kein Zweifel bestehen. Seine Haartracht, der Schnitt seines Bartes, sein Gewand – so, wie es die Vornehmen des Nillandes trugen. Die Kleidung, vor allem aber die würdevolle Haltung des Unbekannten, wiesen ihn als einen Großen Mizraims aus. Nur eines wollte dazu nicht passen: seine kleine, unscheinbare Gestalt, die in krassem Gegensatz stand zu seinem sonstigen Auftreten.

Jetzt hatten sie das Podium erreicht und stiegen hinauf. Hiskia nahm in betonter Würde Platz und forderte nun auch

seinen Begleiter auf, Platz zu nehmen. Dann winkte er mit den Augen seinem Kanzler. Joach erhob sich, und es war so still, daß Jesaja das laute Atmen des Fremden vernehmen konnte, dem es schwergefallen war, dem raschen Schritt des Königs zu folgen.

Wer geglaubt hatte, der Kanzler werde sogleich den Unbekannten vorstellen, sah sich getäuscht. Joach erwähnte ihn mit keinem Wort, berichtete vielmehr ausführlich über die politische Lage. Daß der Großkönig Lachisch belagerte, das sich noch immer tapfer gegen die Übermacht wehrte. Man fühlte, wie hart es den Kanzler ankam, eingestehen zu müssen, daß es wohl nur eine Frage der Zeit sei, daß auch Lachisch fiele. Ein Aufstöhnen ging durch die Menge, da jedermann wußte, was es hieß, den Assyrern in die Hände zu fallen.

„Sobald Lachisch genommen ist, wird sich Sanherib mit aller seiner Heeresmacht gegen Jeruschalajim wenden“, schloß Joach. „Auf unsere Friedensangebote“ – er vermied das Wort Unterwerfung – „hat er nicht geantwortet. Es war vergebens, daß wir seinen Vasallen Padi freigaben. Es war auch umsonst, daß wir ihm den Tribut in Gold und Silber zahlten.“

Der Kanzler hatte gesagt, was zu sagen war, und ließ sich in seinen Sessel fallen. Ein Mann, der am Ende war. Erstarrt stand das Volk, verzerrte Gesichter ringsum, Ratlosigkeit und Verzweiflung.

Langsam, wie aus tiefem Schlaf erwachend, hatte sich der Prophet erhoben. Leise, als seien seine Worte ohne Wert, begann er: „Wehe Assur! spricht der Herr. Wehe Assur, der meines Zornes Rute und meines Grimmes Stecken ist! Ich sendete ihn wider mein gottloses Volk und gab ihm Befehl, daß er's beraube und ausplündere und es zertrete wie Dreck auf der Gasse. Doch er meint es nicht so, sondern überhebt sich wider mich und spricht: Ich, ich will Jeruschalajim und seinen Götzen tun, wie ich Samaria und seinen Götzen getan habe. Er spricht: Ich hab's durch meiner Hände Kraft ausgerichtet und durch meine Weisheit, denn ich bin klug. Meine Hände haben ausgenommen den Reichtum aller Länder wie ein Vogelnest, ich habe zusammengerafft, wie man Eier sammelt aus Nestern, die verlassen sind.“¹ Jesajas Stimme sang durch den Saal und schwang sich über die Köpfe hin. „So spricht der Herr Zebaoth: Ich will heimsuchen diesen Hochmut

des Königs von Assyrien und den Stolz seiner hoffärtigen Augen!“ Ein Stöhnen ging durch die Menge. Wie? Der Seher verhiess diesmal kein Unheil? Sein Wehe galt jetzt dem Großkönig? Strafe des Herrn über die Schlange am Tigris? Still, Leute! Was sagt er da? „Darum wird der Herr Zebaoth unter die Fetten in Assur die Auszehrung senden. Alle Herrlichkeit Sanheribs wird er anzünden, daß sie brennen wird wie ein Rennfeuer.“²

Sie hatten sich bei den Händen gefaßt, verbeugten sich im Takt wie im Gebet und hörten wie verückt die Worte des Sehers: „König Sanherib kommt herauf von Rimmon und zieht nach Ajjath. Er zieht durch Mignon und läßt seinen Troß in Michmas. Sie ziehen durch den engen Paß und bleiben in Geba über Nacht. Rama erschrickt, die von Gibeä Sauls entfliehen. Wache auf, Lachisch! Schrei Antwort, Anatot! Noch heute wird er haltmachen in Nob. Er wird seine Hand ausstrecken gegen den Berg der Tochter Zion.“ Da, der Seher schwingt die Hand empor und ruft: „Aber siehe, der Herr Zebaoth wird die Äste mit Macht abhauen und, was hoch aufgerichtet ist, niederschlagen. Und der Libanon wird fallen durch einen Mächtigen!“³

Die Arbeiter drüben, die Benaja für die bevorstehende Aufgabe ausgewählt hatte, die Tagelöhner aus dem Armenviertel Jebus und die Steinmetzen vom Gräberberg, sie warfen die Köpfe in den Nacken, hoben rhythmisch die Schultern, faßten sich nun bei den Händen und – tanzten. In Reihen wogten sie durcheinander, im Takte schwangen die Körper. Es war wie beim Laubhüttenfest, wenn die Frommen im Tanzgebet dem Herrn dankten.

Die Priester sahen mit gerunzelter Stirn und ärgerlich verzogenem Munde zu, die Höflinge standen mit blasierten Mienen und kräuselten verächtlich die Lippen. Pöbel, der sich kindisch aufführt, dachten sie. Sie verbargen ihre Verachtung nicht, sie ließen es sich anmerken, verhehlten nicht, wie sehr sie sich über solche Narretei erhaben fühlten.

Doch die von Jebus, die Armen, die sich um ihr täglich Brot schinden mußten, die sich an den Herrn klammerten, weil sie nur ihn, nur ihn zum Vater hatten, sie waren allem entrückt. Sie beachteten es nicht, daß dort zur Rechten und zur Linken die Großen und Reichen standen, die alles hatten und darum

meinten, auch alles zu wissen. Die aus den Gassen der alten Davidsstadt hatten vergessen, daß auch diesmal wieder nur Mühe und Plage auf sie wartete, wenn es galt, die Stadt auf die Verteidigung vorzubereiten. Ihnen hallten nur die Worte des Sehers in den Ohren: „So spricht der Herr: Ich will heimsuchen diesen Hochmut des Königs von Assyrien und den Stolz seiner hoffärtigen Augen!“

Hochmut und Hoffart – die leuchteten auch in den Augen der Kaufherren aus der Neustadt! Die strahlten auch auf den Gesichtern der Hofleute und Krieger. Wartet nur: Der Herr, der den Stolz des Königs Sanherib heimsucht, der wird auch eure Hoffart in den Staub werfen!

Mit halb geschlossenen Augen tanzten sie, zwei Schritte vor und zwei zurück, nach links jetzt und nun wieder rechts. Wie Wellen am Strand, wenn der Westwind weht, so wogten sie, ein Meer von Leibern. Die Locken flogen, die Mäntel schwangen im Takt. Und die Frommen von Jebus sangen und sangen...

*„Herr, der König freut sich deiner Kraft
und wie sehr fröhlich ist er über deine Hilfe!
Du erfüllst ihm seines Herzens Wunsch
und verweigerst nicht, was sein Mund bittet.“*

– zwei Schritte vor und zwei zurück –

*„Du überschüttetest ihn mit gutem Segen,
du setzest eine goldne Krone auf sein Haupt.
Er bittet dich um Leben,
und du gibst es ihm, langes Leben für immer und ewig.
Du setzest ihn zum Segen ewiglich,
du erfreust ihn vor deinem Antlitz.
Denn der König hofft auf den Herrn
und wird durch die Güte des Herrn fest bleiben.“*

Hiskia hatte den Kopf geneigt und lauschte. Er fühlte, wie es heiß in ihm aufstieg. Die Niedrigen von Jebus: sie waren die Stütze Judas und die Mauer von Jeruschalajim! Welche Zuversicht sie auf den Herrn setzten, wie fest sie Jahwe vertrauten! Hiskia hatte die Augen geschlossen, doch sein Herz trank den Psalm, den die Verachteten sangen.

*„Herr, deine Hand wird finden alle Feinde,
deine Rechte wird finden alle, die dich hassen.“*

*Du wirst es mit ihnen machen wie im Feuerofen,
wenn du erscheinen wirst.*

*Du wirst machen, daß sie den Rücken kehren,
mit deinem Bogen wirst du auf ihr Antlitz zielen.“⁴*

Jesaja stand und blickte zu den Zedernbalken der Decke empor. Sein Gesicht schien zu leuchten. Die Geringeren der Stadt, sie gaben dem Herrn die Ehre. Sie allein! Der Prophet senkte den Kopf, seine Augen suchten den König. Hörst du, Hiskia, was sie singen? Vernimmst du, wem sie die Ehre geben? Höre ihnen gut zu, König Hiskia, dann weißt du, wer deine Hand führt und deinen Fuß leitet.

Wie gut sie ihre Psalmen kannten, auch ohne Vorbeter und Sänger. Jesaja lachte glücklich in sich hinein. Der Herr hat sein Volk bei den Stillen im Lande. Die kennen seine heilige Schrift, die sind daheim im Psalter:

*„Warum toben die Heiden und murren die Völker so
vergeblich?“*

Die da ganz hinten hatten den neuen Psalm angestimmt, doch die andern kannten ihn und fielen sofort in den Wechselgesang ein.

*„Die Könige der Erde lehnen sich auf,
und die Herren halten Rat miteinander wider den Herrn und
seinen Gesalbten:*

*Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Stricke!
Aber der im Himmel wohnt, lacht ihrer.*

*Er wird mit ihnen reden in seinem Zorn,
und mit seinem Grimm wird er sie schrecken.*

*Ich habe meinen König eingesetzt auf meinem heiligen Berg
Zion.“*

Sie tanzten und schwangen in heiligem Feuer, sie klatschten die Hände zum Lobe des Herrn. Und ihre Augen suchten die Großen da drüben, die meinten, stets das Sagen zu haben.

*„So seid nun verständig, ihr Könige,
und laßt euch warnen, ihr Richter auf Erden!
Dienet dem Herrn mit Furcht
und küßt seine Füße mit Zittern,*

*daß ihr nicht umkommt auf eurem Wege.
Denn sein Zorn wird bald entbrennen,
wohl allen, die ihm trauen!*"⁵

Von der Decke hallte es wider, und die Wände warfen den Gesang zurück: „Herr, erhebe dich in deiner Kraft, so wollen wir singen und loben deine Macht.“ Sie ließen sich los, lösten die Reihen und ordneten ihr Haar. Sie rangen nach Atem, und die geröteten Gesichter glänzten vom Schweiß. Aber die Geringen von Jebus und die Unterdrückten aus Siloah, sie fühlten sich so stark wie nie zuvor. In den Blicken, mit denen sie die Großen und Reichen suchten, lag keine hündische Unterwerfung mehr. Sicherheit strahlte aus ihnen, Zuversicht und Kraft. Der Herr ist ja mit uns, der Herr Zebaoth, der über allen Königen thront.

Ein Hornstoß ließ sie zusammenfahren. Der König hatte sich erhoben, schaute über die Menge hinweg und wartete, bis auch die Letzten zur Ruhe gekommen waren.

„Ihr Männer aus Juda, recht ist es, wenn ihr den Herrn preisen wollt. Doch nicht jetzt und nicht hier. Wenn das Werk vollbracht ist, der Herr seinen Arm ausgestreckt und seine Macht bewiesen hat, dann wollen wir dem Herrn danken für alles, was er uns gegeben hat. Doch jetzt“ – Hiskia legte eine Pause ein, um alle zum Herhören zu zwingen – „jetzt will der Herr, daß wir handeln. Der Herr stärkt nicht die Faulen, er hilft nur denen, die sich selber mühen wollen. Der Herr will unseren Mut prüfen und die Kraft unserer Hände erproben.“

Er spürte, daß er sie gewonnen hatte, und wurde kühl und sachlich. „Ihr habt euch wohl gewundert, daß ich heute nicht nur meine Räte und die Ältesten hergeben habe, sondern auch die Zunftmeister und ihr Gefolge. Ich habe einen Plan, für dessen Ausführung ich euch alle brauche.“ Er fühlte, wie die Spannung wuchs. „Hundertfach ist uns das Heer des Großkönigs überlegen, wie der Löwe einem jungen Hündchen. Doch auch der Löwe muß fressen und muß trinken. Was hilft dem Löwen seine Pranke, wenn er sie vor Durst nicht heben kann? Was nützen ihm die Zähne, wenn sein Maul verdorrt?“

Wie sie atemlos lauschten! Worauf wollte er hinaus? Wie wollte er den Assyrern das Wasser verwehren, ohne selber Durst zu leiden? Nun wohl, alle Brunnen weit und breit

zuschütten, Aas in die Teiche, Unrat in die Wasserlöcher und Zisternen. Doch was war mit dem Gihon? Sein Wasser benötigten sie selbst. Ohne ihn verschmachteten sie.

„Einen Tunnel will ich bauen, unter dem Ophel hin bis Siloah, dem untersten Winkel der Davidsstadt. Dort einen Teich anlegen, aus dem wir Wassers schöpfen können, ungestört vom Feind.“ Hiskia breitete die Arme aus. „Den äußeren Quellteich des Gihon aber schütten wir zu. Trocken liegt dann das Kidrontal, kein Wasser mehr in Salomos Kanal. Dem Löwen wird die Zunge am Gaumen kleben!“

Wie gelähmt saßen die Ältesten, fassungslos standen die vielen, die eben noch im Tanz sich gewiegt hatten. Auf den Gesichtern konnte Jesaja Hoffnung und Zweifel, Zuversicht und Bangen, Mut und Widerspruch lesen.

11 Schebna, der königliche Schreiber, erhob sich. Mit der für ihn bezeichnenden Handbewegung warf er die seidene Stola über die Schulter und sah sich selbstsicher um. Er war sich, das sah man, seiner hohen Stellung wohlbewußt. Nächst dem Kanzler war er, Schebna, der Mächtigste im Lande. Ehrbar, aber nicht allzu unterwürfig, verbeugte er sich zu Hiskia hin.

„Ein Vorhaben, mein Herr und König, das deiner würdig ist!“ Er breitete wie verzaubert die Hände aus. „Das Wasser des Gihon unter der Stadt Davids bis in die Unterstadt zu leiten: Dein Ahne, der weise Salomo, hätte sich glücklich geschätzt, dergleichen ausführen zu können. Es ist gewiß: Unsere Enkel werden dich preisen, alle kommenden Geschlechter deinen Wagemut verkünden, wenn...“ Er zögerte, schien mit sich zu kämpfen, ob er es aussprechen oder verschweigen sollte. „...wenn es tatsächlich gelingt!“

Ein Fuchs, dieser Schebna, dachte Jesaja im stillen. Zuerst dem König schmeicheln, um ihn dann um so sicherer zu treffen. Wo hatte er wohl diese Kunst gelernt? Gewiß bei den Ägyptern, die ja für ihre Hinterhältigkeit bekannt sind. Doch halte an dich, Jesaja, warte ab, was dieser Ränkeschmied noch zu sagen hat.

„Ja, mein König, ich bewundere deine Weisheit, die dir

diesen Plan eingab. Doch ich vermute wohl richtig, wenn ich annehme, daß auch du die Schwierigkeiten, die ihm entgegenstehen, schon bedacht hast.“ Ein rascher Umblick bestätigte ihm, daß seine Zweifel auf viele Zuhörer überggesprungen waren. Ermutigt fuhr er fort: „Der Ophel besteht aus einem Gestein, das recht hart ist. Als die Jebusiter lange vor unserer Zeit den Schacht zum Quellteich hinunterführen wollten, mußten sie ihren ersten Versuch aufgeben, da sie auf Felsgestein stießen, das ihren Werkzeugen widerstand. Erst der zweite Versuch führte zum Ziel, nachdem sie die unbezwingbare Felsader auf einem weiten Umweg vermieden hatten.“

Er hob, scheinbar ratlos, die Schultern. „Werden nicht auch wir auf solche harten Felsadern stoßen? Wieviel Zeit mag es kosten, sie zu umgehen? Vor allem aber: Wie soll es möglich sein, einen so langen Tunnel – unter der ganzen Davidsstadt hindurch – nach Siloah zu führen? Wer könnte sich im Schoß des Berges noch zurechtfinden, wenn wir gezwungen sind, wegen der härteren Felsen Umwege einzuschlagen?“ Er stieß gequält die Luft aus. „Und wie lange wird es dauern, ein so großes Werk zu vollenden! Wird der Großkönig uns dazu Zeit lassen?“

Hiskias Gesicht hatte sich mehr und mehr verdüstert. Jetzt fragte er ungehalten: „Was rätst du also, das wir tun sollen?“ Schebna wand sich zunächst, antwortete dann aber: „Nachdem der Pharao zurückgeschlagen ist und drei seiner Söhne und führende Feldherren in die Hand des Großkönigs gefallen sind, sehe ich keine Möglichkeit mehr, wie wir Assur widerstehen könnten.“ Er erkannte, daß sogleich Empörung aufblitzen würde, hob beschwörend die Arme und rief: „Öffnen wir die Tore dem Großkönig! Unterwerfen wir uns auf Gnade oder Ungnade...“ Er kam nicht weiter, der Sturm brach los. „Verräter!“ gellte es. Mit großartiger Geste warf sich Schebna seinen Umhang um den Kopf und ließ sich auf seinen Sessel sinken. Die Menge tobte: „Ein Schelm, der erst zum Kriege rät, dann aber umfällt.“

Joach griff unerschrocken ein: „Ihr Männer von Juda!“ Es dauerte seine Zeit, bis sie endlich auf ihn hörten und der Kanzler zu Worte kommen konnte: „Ich verstehe eure Empörung.“ Er wies auf den Propheten, der scheinbar unbeteiligt den Tumult beobachtet hatte. „Der Seher des Herrn hat euch

den Weg gewiesen, den wir gehen sollten: In fester Zuversicht auf den Herrn Zebaoth unsere Hände regen!“ Freudige Zurufe hier und dort, fast schien es, als wollte man wieder mit Singen und Tanzen beginnen. Doch der Kanzler ließ es nicht dazu kommen und sprach hastig weiter: „Der König hat mich bereits beauftragt, alle Vorkehrungen für den Beginn des Tunnelbaus zu treffen.“ Er wies auf eine Gruppe, die sich bisher beiseite gehalten hatte. „Dort drüben seht ihr die Baumeister und ihre Zunftleute. Sobald wir hier unsere Beratung geschlossen haben, wird Benaja, ihr Obermeister, sie für die Arbeit einteilen. Der Levit Jimna – ihr alle kennt ihn – wird auf Geheiß des Königs die Oberleitung für das gesamte Werk übernehmen und für Unterkunft und Beköstigung, für die Bereitstellung des benötigten Materials und die Fortschaffung des Abraums sorgen.“

Er nickte zu den Ältesten hinüber. „Ihr fragt euch, was das alles kosten und wer es bezahlen soll? Simei, der mit seinem Bruder Kananja das Tempelvermögen verwaltet und sich als sparsamer Haushalter bewährt hat, wird das Amt des Rechnungsführers übernehmen.“ „Die Schatzkammern des Tempels sind leer“, warf Kananja ein, „seitdem wir Assur den Tribut von dreißig Zentnern Gold und...“ Joach hob beschwichtigend die Hände: „Doch in den wenigen Monaten, die seitdem vergangen sind, haben Opfergaben und Dankspenden, wie mir Simei berichtete, eine Anzahl leerer Kästen wieder gefüllt.“ Er wandte sich der Menge zu, die den kurzen Wortwechsel kaum wahrgenommen hatte. „Der Tunnel wird nicht so viel kosten, wie mancher befürchten mag. Es werden nämlich gar nicht so viele Arbeiter benötigt.“ Er winkte ab. „Doch das mag euch hernach der Mann erläutern, den der König mit der Planung und Durchführung des Gesamtwerkes betraut hat.“

Er sah, daß sich viele Gesichter Jimna zuwandten. „Jimna wird vor Ort die Arbeit beaufsichtigen. Den Mann aber, der die Pläne zeichnet und die Verantwortung für den Bau trägt, diesen Mann hat uns...“ – er flocht eine Pause ein, um die Spannung zu steigern – „...hat uns der Pharao gesandt!“ Er kostete das Schweigen des Erstaunens aus, das sich über die Versammlung legte. „Der König hatte den Pharao gebeten, uns einen Gelehrten zu schicken, der sich auf die Kunst des Vermessens und Berechnens versteht. Der Pharao ist dem

Wunsch seines königlichen Bruders gefolgt. Gestern zu später Stunde traf Hophni, der Weise aus dem Nilland, mit seinem Gefolge hier ein.“

Joach verschwieg, wie schwierig es gewesen war, die ägyptische Abordnung nach Jeruschalajim zu geleiten, daß man den beschwerlichen Weg durch den Negev und dann durch die Wüste Juda hatte wählen müssen, um nicht den Assyrern in die Hände zu fallen, das alles war jetzt, da die Ägypter hier waren, belanglos. Leichthin, als sei das alles nicht gewesen, sagte Joach: „Ich bitte jetzt Hophni, den Gelehrten aus dem altehrwürdigen Mizraim, uns allgemein hin zu erklären, was er bereits – bis in Einzelheiten hinein – heute früh dem König dargelegt hat.“

Ein kaum hörbares Seufzen der Enttäuschung war zu ahnen, als der Ägypter sich erhob. Nun, da er stand, war er kaum größer als zuvor, da er gesessen hatte. Ein Zwerg, um dessen Leib kostbare Gewandung schlotterte. Vorhin, als sie nicht ahnten, wer da hinter dem König hinaufstieg, hatten sie ihn zwar neugierig betrachtet, doch keinesfalls in ihm den Mann vermutet, auf dem jetzt alle Hoffnungen lagen. Und dieser Retter, das war nun jener unscheinbare Gnom, der sich gemüht hatte, eilfertig trippelnd mit dem König Schritt zu halten?

Auch Schebna konnte ein Gefühl der Enttäuschung nicht unterdrücken. Hophni: Schebna hatte von ihm gehört, als er sich mit einer Gesandtschaft in Mizraim aufhielt. Dem Geheimnis der Pyramiden hatte dieser Gelehrte nachgespürt. Er sollte herausgefunden haben, welchen Regeln himmlischer Vermessungskunst die unbekanntesten Baumeister längst versunkener Zeit gefolgt waren. Schebna erinnerte sich, daß man diesem Weisen hohe Achtung zollte. Doch jetzt hatte Schebna das Gefühl, die Fama sei wohl der Wahrheit enteilt. Bei allem Respekt vor Mizraim: Die am Nil stets webende Phantasie hatte diesem Menschen ein Wissen angedichtet, das weit über sein wirkliches Können hinausgehen mochte. Schebna schüttelte, ohne es selbst zu merken, den Kopf: Wenn dieser da die Hilfe war, die der Pharao seinem Verbündeten in Jeruschalajim bot, dann war das zu wenig. Ein Greis, der auf kindlichem Körper das Haupt eines Gelehrten trug!

Hophni hatte sich vor dem Thron verbeugt. Wie tief er in

die Knie ging, war nicht zu erkennen, da sein langes Gewand jede Bewegung des Körpers verbarg. Leise, fast schüchtern, begann der Ägypter: „Hiskia, Sohn des Ahas, König zu Jeruschalajim! Mein Herr, der große Pharao, der Sohn der Sonne, hat mich zu dir gesandt, damit ich dir mein Wissen leihe.“ Nun, das hörte sich zwar bescheiden an, verbarg aber kaum das Selbstbewußtsein, das diesen Gnom erfüllte. Doch Schebna hatte keine Zeit, darüber nachzusinnen, da Hophni bereits weitersprach: „Ich habe, sobald des Pharao Entscheidung feststand, meinen Gehilfen Seti in heimlicher Gesandtschaft hierher vorausgesandt. Er hat, ohne Aufsehen zu erregen, mit Unterstützung einiger Getreuer die Vermessungen vorgenommen, die für meine Berechnungen erforderlich sind.“

Seti? Das war doch jener unauffällige Ägypter, der sich schon seit zwei Wochen in der Stadt aufhielt. Jedermann hatte vermutet, daß er als Kaufmann hier sei, wie so viele seines Volkes. Und sieh da, dieser Mann war in geheimem Auftrag gekommen? Der eine oder andere entsann sich, diesen Fremden gelegentlich getroffen zu haben, wie er mit einer Meßschnur und einem Diener unterwegs war, der ein Bündel Holzplatten trug. Will wohl ein Grundstück ausmessen, das er zu erwerben gedenkt? So hatte man vermutet, ohne sich weitere Gedanken zu machen. Gewundert hatte man sich allenfalls, daß man ihm im unteren Schautal oder im alten Jebus begegnet war, da doch wohlhabende Kaufleute, wie etwa Ägypter, ihren Wohnsitz in der westlichen Neustadt zu nehmen pflegten.

Seti war mit zwei anderen, die seine Gehilfen sein mochten, vorgetreten, stand jetzt vor dem König und verneigte sich bis zum Boden. Gemessen erhob er sich und winkte den beiden Männern, die einen großen Papyrus entrollten und sich so stellten, daß der König ihn einsehen konnte.

Der Kanzler, der die Zeichnung anscheinend schon kannte, war beiseite gerückt, so daß auch der Hohepriester Asarja sie überschauen konnte. Schebna und der Hofmeister Eljakim hatten sich vorgebeugt, um den Erklärungen des Ägypters folgen zu können. „Hier, mein König, erkennst du – am Fuß des östlichen Ophelabanges – die Gihon-Quelle. Wie du siehst, sind auch die Quellteiche und der Kanal des Königs Salomo eingetragen.“ Jesaja hatte die Augen geschlossen und versuchte das, was der Ägypter erläuterte, in seine Vorstellung

zu übertragen. „Hier unten vereint sich das Kidron- mit dem Schautal, und noch ein Stück weiter talabwärts ist der Brunnen Rogel eingezeichnet, dicht unterhalb der Stelle, wo auch das Hinnomtal zum Kidron stößt.“

Seti trat zur Seite, um dem König den vollen Blick auf die Karte freizugeben. Erst als Hiskia durch ein Kopfnicken zu erkennen gab, daß er verstanden hatte, fuhr der Ägypter fort: „Deine Absicht, o König, ist es, das Wasser des Gihon unter dem Berge Ophel dorthin zu führen, wo sich das Schautal mit dem Kidrontal vereinigt.“ Er wies mit einem Stab auf die Karte. „Genauer gesagt, der Tunnel soll ein wenig oberhalb davon im Schautal münden.“ Er trat zurück, da es auf der Karte nichts mehr zu zeigen gab. „Meine Vermessung hat ergeben, daß genügend Gefälle vorhanden ist, um das aus dem Tunnel fließende Gihon-Wasser in einem Teich aufzufangen, so daß die Einwohner der Stadt dort Wasser schöpfen können.“ Eine ungewisse Handbewegung. „Ich denke, die Form des südlichen Ophelhanges wird es gestatten, diesen Teich unterirdisch anzulegen. Doch das werden wir noch überprüfen.“

Er trat zurück, um anzudeuten, daß sein Vortrag beendet sei. Der Kanzler ergriff das Wort. „Es bleibt noch zu erwähnen, daß, sobald der Gihon durch den Tunnel fließt, der äußere Quellteich sowie der Kanal Salomos zugeschüttet werden.“ Er sah sich um. „Kein Assyrer wird dort im Kidrontal Wasser schöpfen können.“

Eljakim, der sich als Hofmeister für die königlichen Gärten verantwortlich fühlte, warf ein: „Und die Gärten? Wenn kein Wasser mehr durch den Kanal Salomos kommt, werden die kostbaren Gewächse verdorren.“ Er sah Seti fragend an, der sogleich erwiderte: „Das Wasser, das übrigbleibt, wird von dem neuen Teich durch das untere Schautal zu den Gärten des Königs geleitet, wo es dann versickert.“ Eljakim begriff: „Es wird also innerhalb der Stadtmauer die Gärten erreichen?“ „So istes“, nickte Seti. Er warf einen fragenden Blick auf Hophni und sagte, da dieser zustimmend die Lider senkte: „Voraussichtlich werden wir auch zur rechten Zeit noch dort an der Südecke die Mauer verstärken oder gar eine weitere bauen, die jene Örtlichkeit vollends sichert.“

Die Räte des Königs, die den Plan Setis vor Augen hatten, zeigten Verständnis für des Ägypters Vorhaben. Doch auf den

Mienen der entfernter Stehenden waren Zweifel zu lesen. Und Schebna – wer auch sonst! – erhob sich und bat den König um Redeerlaubnis. „Wie lange“, wandte er sich an Hophni, „wird es dauern, bis der Tunnel vollendet ist?“ Der Ägypter zuckte die Schultern. „Das kann ich jetzt noch nicht sagen. Wenn wir den Stollen in gerader Richtung durch den Berg treiben können, sollte es in einem Jahr zu schaffen sein.“ Er sah, daß der König unwillig die Brauen hob, und beeilte sich hinzuzusetzen: „Wir können es in der halben Zeit zu Ende bringen, wenn wir von beiden Seiten her – vom Gihon wie von der unteren Mündung her – den Tunnel vorantreiben.“

Hiskia atmete erleichtert auf. Ein halbes Jahr! Gebe der Herr, daß uns noch so viel Zeit bleibt! Doch andere Zweifel meldeten sich: „Bist du sicher, weiser Hophni, daß diese beiden aufeinander zuarbeitenden Gruppen sich im Schoß des Berges treffen?“ Es war zu sehen, daß der König eine Frage ausgesprochen hatte, die auch vielen anderen zu schaffen machte. Bei aller Gelehrsamkeit dieser Weisen von Mizraim: Wie wollten sie dort unten die genaue Richtung einhalten?

Doch Hophni schien von solchen Zweifeln nicht berührt: „Schon vor Jahrtausenden haben wir Ägypter in unseren unterirdischen Totenstädten Gänge durch die Felsen geschlagen, die sich über weite Entfernung am vorher bestimmten Orte trafen. Ich bin ganz sicher, daß wir uns auch unter dem Ophel treffen werden.“ „Und wenn die Härte des Gesteins euch zu Umwegen zwingt?“ Hophni schien um eine Antwort verlegen, doch sein Gehilfe Seti sprang für ihn ein: „Ich habe mir den Jebusiterschacht angesehen – ihr wißt: durch den Joab in die Stadt eindrang – und habe festgestellt, daß die Jebusiter einen ersten Versuch, mit dem Schacht den Tunnel zu erreichen, wegen eines ungemein harten Gesteinsstocks aufgeben mußten. Erst auf einem Umweg war es ihnen möglich, den Wasser führenden Stollen zu erreichen. Mit diesem festen Gestein, daß sich vielleicht auch weiter unter den Ophel hinreckt, müssen natürlich auch wir rechnen. Es ist daher angebracht, solche Schwierigkeiten schon jetzt ins Auge zu fassen.“

Hiskia schüttelte unwillig den Kopf: „Die Jebusiter verfügten damals nur über Werkzeuge aus Bronze, unsere Steinmetzen aber besitzen Gezähe aus bestem Stahl.“ Er lächelte,

als er hinzufügte: „Eine Schmiedekunst, die wir von den Philistern gelernt haben.“¹ Hophni schien nicht überzeugt: „Trotzdem, o König, muß ich mit Schwierigkeiten rechnen. Selbst bei bestem Werkzeug könnte es zeitsparender sein, einen Umweg einzuschlagen, als sich verbissen geradeaus durch widerspenstiges Gestein zu quälen.“ Er hob die Schultern. „Daher kann ich mich auf eine genaue Zahl von Monden, die wir benötigen, nicht festlegen.“

Hiskia sah ein, daß der Ägypter recht hatte. „Ich vertraue deinem Können, Hophni. Und ich bin sicher, daß du das Werk so bald wie nur möglich zum Ende bringen wirst. Doch ich beneide dich um deine Aufgabe nicht. Ich selber wüßte nicht, wie ich zwei Stollen, die von den beiden Seiten des Ophel einander entgegen vorgetrieben werden, zu einem Treffpunkt führen könnte.“ Wider seinen Willen mußte er lachen. „Es wäre sogar denkbar, daß die nach meiner Weisung handelnden Arbeiter nach vielem Hin und Her wieder auf ihren eigenen Gang stießen!“

Der Ägypter deutete ein höfliches Lächeln an. „Du wirst sehen, Herr, daß ich auch im schwierigsten Fall beide Trupps zum gemeinsamen Treffpunkt führen werde. Ich werde sie so nahe zueinander leiten, daß sie sich hören und, dem Hall ihrer Hacken folgend, sich auch finden.“

Seti rollte die Karte sorgfältig zusammen und gab Jimna ein Zeichen. Der Vogt schien schon darauf gewartet zu haben und trat eilig herbei. Der Ägypter wandte sich wieder dem König zu: „Herr, ich habe mit deinem Diener Jimna, den du mit der Aufsicht über die Arbeiter betraut hast, bereits die Einteilung der Arbeitsgruppen vorbesprochen. Wie schon mein Meister, der weise Hophni, angedeutet hat, wird der Tunnel nur so hoch und breit sein, daß ein Mann ihn bequem begehen kann. Immerhin muß es möglich sein, daß zwei, die sich begegnen, aneinander vorbeikommen.“ Er lächelte. „Sofern sie nicht zu beleibt sind.“ Er wurde wieder ernsthaft. „Vor Ort – dort also, wo der Tunnel vorangetrieben wird, – werden demnach nur zwei Männer arbeiten können. Offenbar werden sie sich am wenigsten stören, wenn der eine Rechts-, der andere Linkshänder ist.“

Irgend jemand im Hintergrund stieß einen leisen Pfiff der Überraschung aus. Doch Seti überhörte ihn geflissentlich. „Die

Arbeit vor Ort kann flott vorangehen, wenn wir eine ausreichende Zahl von solchen Zweiergruppen bereitstellen, die sich in kurzen Abständen ablösen.“ Er lächelte Jimna zu. „Der Vogt hat bereits eine genügende Zahl solcher Gruppen zusammengestellt, die sich schichtweise ablösen werden.“

Er hob die Hände. „Weit größere Sorge mache ich mir wegen der Fortschaffung des Abraums.“ Er sah, daß viele ihn nicht verstanden, und erläuterte: „Da die Luft in einem so engen Stollen bald verbraucht ist, werden die beiden, die vor Ort das Gestein schlagen, meist im Dunkeln arbeiten müssen. Eine Fackel, die ständig brennt, würde zu rasch die Luft verderben. Sie darf also nur dann angebracht werden, wenn es – aus welchem Grunde auch immer – unbedingt nötig ist.“ Er fuhr sich über die Stirn. „Wegen der Enge wird auch nur ein einziger Abräumer hinter ihnen Platz finden, um das von ihnen losgebrochene Gestein auf einen schmalen Schlitten zu laden. Dieser wird dann von draußen an einem Seil hinausgezogen und, wenn er dort entleert ist, an einem anderen Seil wieder in den Stollen zurückgeschafft, um erneut beladen zu werden.“ Er blickte Jimna an. „Für diese Arbeit des Abraumens vor Ort hat Jimna Männer ausgewählt, die schwächig, aber zäh sind.“ Ein Raunen der Anerkennung lief durch die Zuhörer. Ein kluger und erfahrener Mann, dieser Seti. So, wie er es darstellte, müßte es möglich sein, den Tunnel rasch voranzutreiben.

Hiskia winkte Hophni, wieder neben ihm Platz zu nehmen. Nun warf er seinem Kanzler einen Blick zu. Joach verstand und erhob sich. Er wies zu den Männern hinüber, die sich im Hintergrund gehalten hatten. „Jimna, wir wären dir dankbar, wenn du die Männer, die du für diese schwere Arbeit vorgesehen hast, nach vorn riefst, um sie dem König vorzustellen.“

Man spürte Benaja, der seine Zunftgenossen nach vorn führte, keine Befangenheit an. Ein freier Jude, der vor seinen König tritt. Einer, der weiß: Herr ist nur einer, der Herr Zebaoth. Vor ihm ist jeder König Staub, wie der Geringsten einer.

12 Wie rasch doch die Zeit verging! Jesaja kam es vor, als sei es erst wenige Wochen her, daß er mit dem König hier in der Grotte am Quellteich des Gihon gestanden und ihm das unterirdische Kanalsystem erläutert hatte. Doch vier Monde hatten seitdem gewechselt, und die Gefahr aus dem Norden war immer nähergerückt.

Trotz des Ernstes der politischen Lage mußte Jesaja lächeln, als er den nackten Oberkörper Hiskias im Flackern der Fackel aufglänzen sah. Ein seltenes Bild: ein König, nur mit einem Lendenschurz bekleidet! Gut, daß die Arbeiter vor der Grotte ihn so nicht gesehen hatten. Doch er hatte, ihren Spott ahnend, sich erst hier unten seiner Kleidung entledigt. Und Benaja, der den König führen sollte, ließ nicht erkennen, was er dachte. Für ihn gab es keine höfische Kleidungs Vorschrift. Er war ein Mann sachlichen Denkens, er tat stets, was zweckmäßig war. Und hier wäre es wahrhaftig unzweckmäßig gewesen, mit voller Gewandung in den Stollen einzudringen.

„Behaltet die Sandalen an“, riet Benaja. „Spitze Steinsplitter, die vom Förderschlitten rutschten, bedecken den Boden. Mit bloßen Füßen könntet ihr euch leicht verletzen.“ Jesaja fiel ein, daß dies früher nicht so gewesen war. Der Jahrhunderte alte Stollen der Jebusiter war stets geröllfrei gehalten worden, so daß man ihn barfuß hatte begehen können.

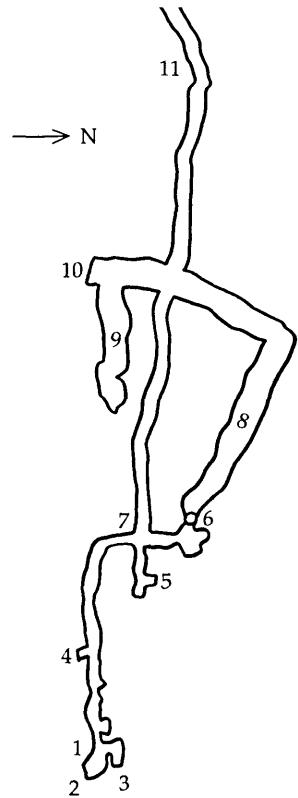
Ein Ruf kam aus dem Gang, der gegenüber in den Quellteich mündete. Ein Plätschern näherte sich, und ein Seil, das bisher auf dem Grund des Wassers gelegen hatte, straffte sich und kam an die Oberfläche. Und nun erschien in der Tunnelöffnung ein flacher Haufen von Steingeröll, der sich langsam auf sie zubewegte. Jesaja erinnerte sich an die Arbeiter, die vorn am Eingang ein Seil gehalten hatten. Sie waren es, die den Förderschlitten mit dem vor Ort losgehauenen Gestein ins Freie zogen.

Jetzt glitt der Schlitten mit seiner Last in den Quellteich und versank, da das Wasser hier weit tiefer war. Nur an der Bewegung der Wasserfläche war zu erkennen, wie er langsam herüberglitt. Jetzt brach er wieder durch die Oberfläche, und die Arbeiter zogen ihn mit einer letzten Kraftanstrengung

Karte 5

Gihon und Oberteil des Hiskia-Tunnels

- 1 Quellteich Gihon
- 2 Einlaß in den Kanal Salomos, nach Tunnelbau geschlossen
- 3 heutiger Abstieg zur Quellgrotte
- 4 blinder Stollen
- 5 blinder Stollen
- 6 senkrechter Schacht der Jebusiter
- 7 hier beginnt der Tunnel des Hiskia
- 8 vom Schacht schräg hinaufführender Stollen der Jebusiter
- 9 blind endender Stollen, mit dem die Jebusiter vergebens den Gihon zu erreichen versuchten
- 10 hier mündet der Stollen am Hang der Davidsstadt
- 11 Tunnel des Hiskia



durch den Grotteneingang zum Kidrontal hinauf: Jesaja war mit Benaja und dem König beiseite getreten, um den Schlitten vorbeigleiten zu lassen.

Hiskia wollte in den Teich steigen, doch Benaja hielt ihn zurück: „Warten wir noch, bis der leere Schlitten wieder in den Stollen gezogen wird! Er könnte uns verletzen.“ „Besteht diese Gefahr nicht auch nachher, wenn wir uns im Stollen befinden? Ich nehme an, daß er sehr bald wieder vollbeladen herausgezogen wird und uns dann entgegenkommt?“

Benaja lächelte: „Es gibt Stellen, an denen man ausweichen und den Schlitten vorbeilassen kann. Gefährlich ist das Seil nur hier am Quellteich, da es hier nicht ruhig liegt, sondern auf und ab schwingt.“

Sie warteten, bis der Schlitten wieder in den Gang zurückgezogen wurde. Da er aus Holz bestand, schwamm er jetzt

obenauf. Erst als er im Stolleneingang verschwunden war, stieg Benaja, die Fackel hochhaltend, in den Teich und winkte den beiden, ihm zu folgen. Jesaja warf, bevor er sich dem Wasser anvertraute, einen raschen Blick nach links. Hier begann der Kanal Salomos, der das überschüssige Wasser durch das Kidrontal hinunter zu den königlichen Gärten führte. Noch floß das Wasser, wie deutlich zu erkennen war, hier ab. Doch später, wenn der Tunnel nach Siloah vollendet war, würde man den Kanal zuschütten, so daß hier kein Wasser mehr nach draußen gelangte.

Und noch etwas fiel Jesaja auf: Das Wasser des Teiches, das früher klar und durchsichtig gewesen war, zeigte sich nun trübe und gelbbraun. Es war nicht die blakende Fackel, die das Wasser so färbte, es war die Trübe, die von dem Abraum und dem Schlitten rührte, der das im Tunnel stehende Wasser aufwühlte.

Im Teich ging das Wasser ihnen bis an die Brust, jetzt im Gang reichte es nur noch bis an die Hüften, so daß sie ohne Mühe voranwaten konnten.

Hiskia war stehen geblieben und griff mit dem Arm in eine Höhlung, die sich links öffnete. Benaja leuchtete mit der Fackel hinein, so daß man erkennen konnte, daß dieser kurze Stollen blind endete. „Ein Versuch, von hier aus in gerader Richtung auf Siloah hin den Gang voranzutreiben.“ „Und?“ Benaja schüttelte den Kopf. „Wir stießen auf denselben Felsenstock, der schon den Jebusitern so zu schaffen machte. Er setzte selbst unseren besseren Werkzeugen einen solchen Widerstand entgegen, daß wir es für günstiger hielten, ihn im Bogen zu umgehen, indem wir noch eine Strecke dem alten Jebusiterstollen folgen, um erst später nach Süden abzubiegen.“ „Dies hier ist also immer noch der alte Kanal?“ fragte Hiskia. „Du sagst es, Herr.“ Jesaja, der schweigend den beiden gefolgt war, erinnerte sich, wie er als halbwüchsiger Junge den Jebusitergang erkundet hatte. „War früher die Tunnelwand nicht rau und uneben?“ Benaja nickte: „Du hast richtig beobachtet, ich habe die Wände glätten lassen, damit sich der Förderschlitten nicht an vorstehenden Kanten festfährt.“ Er wandte lauschend den Kopf. „Vorsicht! Der beladene Schlitten!“ Er wies auf eine seitliche Ausbuchtung des Stollens. „Lassen wir ihn hier vorbei!“

Sie standen eng gedrängt in der Nische, die kaum Platz für sie bot, und sahen zu, wie der vollbeladene Schlitten langsam an ihnen vorbeiglitt. Und jetzt konnte Jesaja erkennen, daß der Schlitten vorn und hinten spitz zulief und keine Ecken besaß, mit denen er sich an den Seitenwänden verfangen konnte.

Weiter ging es, hinter Benaja her, den sich mehrmals leicht krümmenden Gang entlang. Selbst beim ungewissen Licht der flackernden Fackel konnte Jesaja erkennen, daß alle vorspringenden Kanten abgeflacht und zudem durch festgekeilte Rundhölzer entschärft waren, so daß der zugespitzte Schlitten nicht hängenbleiben konnte.

Noch ein paar Schritte, und sie stießen auf einen Arbeiter, der genau dort stand, wo sich der Gang in rechtem Winkel nach rechts wandte. Erstaunt blinzelte er ins Licht, das seine ans Dunkel angepaßten Augen blendete. Dies war wohl auch der Grund dafür, daß er den König nicht erkannte, sondern nur den Vogt mit ungelenker Verbeugung grüßte.

Benaja sah, daß Hiskia etwas fragen wollte, und erklärte: „Der Mann steht hier, um dafür zu sorgen, daß der Schlitten, ohne sich zu verhaken, diesen scharfen Winkel nimmt. Da es sich nur um leicht auszuführende Handgriffe handelt, benötigt er kein Licht.“ Der Mann mochte sich geschmeichelt fühlen und lächelte einfältig. Benaja hatte für diese eintönige Arbeit, die wenig Geist erforderte, offenbar einen seiner unfähigsten Männer abgestellt.

Das Seil, das der Arbeiter in seinen Händen hielt, zuckte. Benaja hatte es plötzlich eilig. „Kommt weiter, der leere Schlitten wird gleich erscheinen. Ein paar Schritte nur, und wir können wieder zur Seite ausweichen, um ihn vorbeizulassen.“ Zurückblickend sah Jesaja, wie der Arbeiter das Seil Hand um Hand einholte. Doch jetzt erreichten sie eine Stelle, an der der Gang sich mit einem anderen zu kreuzen schien.

„Hier rechts hinein!“ Zugleich erkannte Jesaja, daß an der Kreuzung abermals ein Arbeiter stand, der das in den gegenüberliegenden Stollen gleitende Seil vorsichtig um die Ecke lenkte.

„Wir stehen hier in einem tauben Stollen, der blind endet“, erklärte Benaja. Geradeaus wären wir dem Jebusiterstollen gefolgt, der zum Brunnenschacht führt. Jener

Gang aber dort gegenüber ist neu. An dieser Stelle beginnt der Tunnel, der, wenn er fertig ist, den Namen unseres Königs tragen wird.“¹

Jesaja warf dem Zunftmeister einen forschenden Blick zu. Nein, es war keine billige Schmeichelei, die Benaja so sprechen ließ. Dieser schlichte Mann meinte es ehrlich. Er mochte fühlen, daß dieser Tunnel ein Werk war, das man noch in späteren Zeiten rühmen würde.

Mit leisem Plätschern, hin und wieder dumpf gegen die Wand polternd, kam der leere Schlitten geschwommen. Ohne hinzusehen, packte der Arbeiter zu und bugsierte ihn um die Ecke in den neuen Tunnel.

Benaja wollte sogleich dem Schlitten folgen, doch Hiskia hielt ihn zurück. „Wir haben uns einmal genau nach rechts gehalten, biegen hier an dieser Stelle im gleichen Winkel nach links. Wir folgen also, wenn ich mich nicht täusche, jetzt wieder der Richtung, die der vom Quellteich ausgehende Jebusitergang wies. Und der führt doch – jedenfalls bis zu dieser Stelle – nach Westen.“ „Du hast richtig beobachtet, Herr. Der neue Tunnel weist zunächst gegen Abend.“ „Siloah aber liegt im Süden!“ „Immer noch der harte Fels, Herr! Er zwingt uns zu diesem Umweg. Du wirst sehen, daß der Gang nach Süden biegt, sobald das Gestein es zuläßt.“

Es war ohne Mühe zu erkennen, daß dieser Gang sich deutlich von dem der Jebusiter, dem sie bisher gefolgt waren, unterschied. Wände und Decke waren sauber ausgehauen und auch der Boden, wie man fühlte, sorgfältig geglättet, so daß man hurtig voranschreiten konnte.

Bisher hatten sie aufrecht gehen können, doch nun senkte sich die Decke, so daß sie die Köpfe beugen mußten. Benaja leuchtete gegen das Deckgestein: „Du siehst, Herr, wie hart hier der Fels ist. Seti, der jeden Tag hier vor Ort erscheint, hat uns angewiesen, dort, wo das Gestein uns zu schaffen macht, den Gang nicht zu voller Höhe auszuhauen, um auf diese Weise Zeit und Kraft zu sparen.“ Er watete tief gebeugt voran. „Geduldet euch, die Decke steigt gleich wieder an.“

Hiskia hatte noch verweilen und das Gestein prüfen wollen, doch Benaja drängte: „Wir müssen uns sputen, um vor Ort zu sein, ehe der beladene Schlitten uns entgegenkommt.“ Eine leichte Biegung nach links, das Klopfen, das

bisher kaum zu hören gewesen war, wurde lauter, scholl an, und nun blinkte Feuerschein auf der Wasserfläche.

Nein, es war keine Fackel, sondern nur ein Kienspan. In einen Felsspalt geklemmt, blakend und flackernd, reichte sein Licht kaum aus, die drei Männer erkennen zu lassen, die hier vor Ort werkten. Zwei Steinmetzen hieben, der eine links, der andere rechts, auf den Fels ein. Der Mann hinter ihrem Rücken lud die herausgeschlagenen Steinbrocken auf den Schlitten, der – fast gefüllt – unter seiner Last auf den Grund gesunken war.

Die beiden Steinhauer waren so in ihre harte Arbeit vertieft, daß sie die Neuankömmlinge nicht bemerkten. Nur der Mann, der den Abraum auf den Schlitten lud, blickte kurz auf, als Benajas Fackel hinter ihm aufleuchtete. Mit einem nur angedeuteten Kopfnicken begrüßte er Benaja, ohne dessen Begleiter zu beachten. Wie hätte er auch erwarten können, dem König hier in der Tiefe des Berges zu begegnen? Auch den Seher hatte er offensichtlich nicht erkannt. Und als Jesaja nun Hiskias Gesicht dicht vor sich sah, begriff er, daß niemand sie hatte erkennen können. Ihre von Schweiß überströmten Gesichter hatten sich mit einer Schmutzkruste aus Staub und Schlamm überzogen. Der Mann rief Benaja ein paar Worte zu, die Jesaja und Hiskia nicht verstanden, da das Gehämmer sie übertönte. „Er hatte gedacht, wir seien die Ablösung, die bald kommen muß“, erklärte Benaja. Er hob die Hand zum Ohr: „Still! Ich meine, ich hörte ein Plätschern. Das wird wohl die Ablösung sein.“ Ein Lichtschein huschte über das Wasser, das zu zittern begann. Ein muskulöser Mann, der einen blakenden Kienspan emporhielt, hinter ihm zwei andere mit bergmännischem Gezähe. Der vordere legte eine Handvoll Späne in eine dafür in der Wand ausgehauene Nische und spießte den brennenden Kienspan in die Spalte neben den anderen, der dort bereits steckte.

Die Männer klatschten sich zur Begrüßung auf die nackten Schultern. Der Abräumer ruckte ein paarmal an dem Seil, das sich auf dieses Zeichen hin straffte. Jetzt setzte sich der voll beladene Schlitten in Bewegung, und die Abgelösten folgten ihm schweigend.

Wortlos hatten die von der neuen Schicht ihre Arbeit aufgenommen. Der eine Kienspan war rußend verglommen,

so daß nur noch der neue sein kümmerliches Licht verstreute. Hiskia, der die Kienfeuer beobachtet hatte, sagte verwundert: „Die Luft hier vor Ort ist besser, als ich erwartet hatte!“ Benaja nickte: „Diese erfreuliche Erscheinung ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, daß der hin und her fahrende Schlitten die Luft bewegt. Dazu kommt, daß das Gestein, so fest es auch sein mag, viele Spalten aufweist. Mag der einzelne Riß auch nur fein sein, es ist die Menge dieser winzigen Spalten, die wohl einen Luftaustausch zuläßt.“

Eine Weile noch sahen sie zu, wie die Steinhauer Brocken um Brocken aus dem Berg schlugen und hinter sich warfen, wo der Abräumer sie auf den Schlitten lud, den er wieder vor Ort zurückgezogen hatte. Nun war es wieder soweit, daß der übervolle Schlitten hinausgezogen werden mußte, günstige Gelegenheit, ihm zu folgen und wieder ans Tageslicht zu gelangen. Schneller schritten sie jetzt aus als zuvor, da sie den Weg nun kannten. Hinter dem Schlitten her hasteten sie durch den Jebusiterstollen, wateten durch den Quellteich und sahen bald darauf das Licht des Tages, das zum Grotteingang hereinleuchtete.

13 Hiskia und der Prophet schlenderten, nachdem sie sich gereinigt und wieder bekleidet hatten, gemächlich das Kidrontal hinunter. Sie hielten sich dicht an den Kanal Salomos, der das überfließende Wasser des Gihon am Fuß des Ophelhangs talab leitete. Anders als in der Quellgrotte war das Wasser hier hell und klar, da es unmittelbar aus der Quelle in den Kanal strömte. Hiskia war stehengeblieben und betrachtete nachdenklich den Kanal. „Der Wasserstand ist, wie an der Seitenwand deutlich zu erkennen ist, um mehrere Fingerbreit gefallen.“

Jesaja wußte den Grund: „Du weißt doch, daß der Gihon nicht gleichmäßig Wasser spendet. Je nach der Regenmenge, die in den letzten Monaten fiel, quillt er drei- oder auch viermal am Tage. Vorhin, als wir in die Grotte hinabstiegen, sprang das Wasser aus dem Felsen. Inzwischen wird die Quelle versiegt sein.“

Er erinnerte sich an die Zeit, wo er als Junge dort unten herumgestöbert hatte. „Manchmal gluckstes in der Tiefe, bevor die Quelle wieder zu springen beginnt. Das hört sich unheimlich an, als läge ein Tier in der Tiefe, das vom Schlaf erwacht ist und sich räkelt.“ Hiskia entsann sich: „Davon habe ich schon gehört, die Mägde erzählten sich, tief unter dem Gihon liege ein Drache in einer Höhle. Und jedesmal, wenn er erwache, peitsche er mit schuppigem Schweif den unterirdischen See, dessen Wellen dann hochschlagen und aus dem Gihon herausfließen.“

„Ein Ammenmärchen“, lächelte Jesaja, „abers schön.“ „Wie erklärst du dir denn dieses unberechenbare Heraufkommen des Wassers?“ Der Prophet zuckte die Schultern. „Von Drachen weiß ich nichts. Ich weiß nur, daß nach starken Regenfällen der Gihon öfter springt und bei jedem Schwall auch mehr Wasser fördert als nach langer Trockenheit. Ich nehme deshalb an, daß sich das in den Boden sickernde Regenwasser in tief gelegenen Höhlen sammelt und dann von Zeit zu Zeit vom Gihon ausgestoßen wird. Aber warum nur in unregelmäßigen Abständen?“ Er hob hilflos die Hände. „Darauf weiß ich keine Antwort.“

Sie waren langsam weitergegangen und näherten sich der Stelle, an der das Kidrontal mit dem Schautal zusammentrifft. Hier stießen sie auf Seti, der tief gebückt an einem seltsamen Gerät hantierte. Der König wunderte sich: „Nun, Seti, immer noch beim Vermessen? Ich dachte, diese Arbeit sei längst abgeschlossen?“

Seti wirkte verlegen, als er antwortete: „Mein Meister Hophni hegt Zweifel, ob der von mir vermessene Punkt für die untere Tunnelmündung richtig sei. Ich hätte ihn zu hoch angesetzt, er müsse einige Ellen tiefer liegen.“ Er zuckte die Schultern. „Darum messe ich alles noch einmal nach. Wenn der weise Hophni recht hat, müssen wir den Tunnelausgang etwas tiefer legen.“

„Das würde aber viel Zeit kosten!“ brauste Hiskia auf, doch Seti hob beschwichtigend die Hände: „Keineswegs, mein König, die Arbeit vor Ort könnte trotzdem weitergehen, da andere Arbeiter den Stollengrund zum Ausgang hin vertiefen würden.“

Hiskia war neugierig an das schaukelähnliche Gerät ge-

treten, an dem Seti hantiert hatte. „Eine Wasserschaukel“, erklärte der Ägypter, „die mir die Horizontale anzeigt.“ Er deutete talwärts. „Dort, wo das Schautal mündet, siehst du meinen Gehilfen.“ „Den Mann mit der Meßlatte?“ „Ganz recht, an ihr lese ich ab, um wie viele Ellen und Fingerbreit sich der Talgrund von hier bis dorthin senkt. Die Entfernung haben wir mit der Meßschnur ermittelt und schon in die Tabellen eingetragen.“ Er wies mit den Augen auf einen anderen Gehilfen, der sich – Papyrusrollen unter dem Arm – beiseite gehalten hatte. „Mein Schreiber führt über alle Messungen Buch. Sie dienen dann Hophni als Grundlage für seine Berechnungen.“ Hiskia dachte nach und sagte dann: „Was du sagst, leuchtet mir ein. Du mißt aus, wie hoch über dem Treffpunkt beider Täler die Gihon-Quelle liegt. Und hast du diesen Wert, dann mißt du im Schautal aufwärts bis zu einem Punkt, der etwas tiefer liegt, damit das Wasser im Tunnel ein leichtes Gefälle hat.“

„Auch König Hiskia ist ein Weiser“, lächelte Seti. Jesaja verzog den Mund – war dieses Schmeicheln nicht bezeichnend für die unterwürfige Art der Ägypter? Doch Hiskia schien es – gewollt oder ungewollt – zu überhören. Er schüttelte den Kopf: „Und doch begreife ich nicht, wie ihr im Dunkel der Tiefe die beiden Tunnelteile so führen wollt, daß sie sich am Ende treffen?“ Er sah Seti zweifelnd an. „Wir waren eben im oberen Tunnel. Da habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie der Tunnel verläuft. Anfangs führte er statt nach Süden fast genau nach Westen und bog erst nach hundert oder mehr Schritten allmählich nach Süden.“

Doch Seti schien zuversichtlich. „Ich habe nicht nur die Höhen gemessen, sondern auch überall die genauen Entfernungen sowie die Winkel genommen und in meine Tabellen eingetragen. Hophni hat daraus errechnet, wie der Gihon und der Tunnelausgang zueinander liegen. Von diesen beiden Festpunkten aus verfolgt er auf seinen Zeichnungen den Fortgang der Arbeiten.“ Er richtete sich hoch. „Ich bin ganz sicher, daß die beiden Tunnelstücke sich treffen werden.“

Hiskia zuckte die Schultern. „Nun gut, vertrauen wir dem Können des weisen Hophni!“ Er nickte dem Ägypter zum Abschied zu und zog Jesaja mit sich fort. „Gehen wir! Auf eine Besichtigung des unteren Tunnelstücks können wir verzich-

ten. Es dürfte uns nichts Neues bieten.“ Er blickte zur Sonne. „Außerdem ist es spät geworden, und auf mich warten im Palast noch andere Aufgaben.“

14 „Wenn du mir bitte folgen willst...“ Hiskia geleitete den Propheten den Gang entlang, der – vorbei an den königlichen Gemächern – zur Gerichtshalle führte. „Du hast Hophni die Halle für seine Arbeit überlassen?“ wunderte sich Jesaja. Hiskia stieß die Tür auf: „Du wirst gleich sehen, wozu er sie benötigt.“

Überrascht blieb der Prophet unter dem Eingang stehen. Hier – gerade vor ihnen – ein riesiger Tisch, den die Palasthandwerker wohl eigens für die Arbeiten Hophnis zurechtgezimmert hatten. Mit zwei Gehilfen war der Gelehrte eben dabei, eine Anzahl verschiedenwinkliger Dreiecke aus Papyrus zu ordnen. Und der Boden der Halle war mit einer Unzahl solcher Papyrusmuster ausgelegt. Der Ägypter hatte die Schritte gehört und sich umgewandt. Er verneigte sich nach der höfischen Sittē Mizraims, als er den König erkannte. Einer seiner Gehilfen trug, ohne besonders aufgefordert zu sein, zwei Hocker herbei. Doch Hiskia winkte ab. „Wir sind gekommen, dir einmal bei deiner Arbeit zuzusehen, weiser Hophni. Wir haben deinen Mitarbeiter Seti beobachtet, wie er im Kidrontal abermals Vermessungen durchführte.“ Der König sah den Ägypter forschend an. „Hat es Schwierigkeiten gegeben, daß Seti die Vermessungen noch einmal vornehmen muß?“

Der Gelehrte nagte auf der Lippe. „Estreten immer Schwierigkeiten auf, wenn man sich an ein so heikles Werk wie diesen Tunnelbau macht. Doch wir werden damit fertig, mein König.“ Er hatte bemerkt, daß seine Gäste interessiert auf die Papyri starrten, die auf dem Boden ausgelegt waren. „Ich bin eben dabei, die Maße, die Seti bei seiner erneuten Vermessung ermittelt hat, mit denen zu vergleichen, die seine ersten Messungen ergaben.“

Der König schüttelte ratlos den Kopf. „Ich verstehe nicht, was diese Bogen, die hier den Boden bedecken, bedeuten sollen. Wie ich sehe, sind sie nach irgendeiner Regel aneinanderge-

legt?“ Der Ägypter lächelte kaum merklich. „Was du hier vor dir siehst, mein König, ist eine verkleinerte Wiedergabe des Weges, der den Gihon mit Siloah verbindet. Und dort oben rechts – an ihn anschließend – der Stollen, soweit er vom Gihon her schon in den Berg getrieben ist.“ Er wies nach links. „Und hier – vom Tunnelausgang im Schautal her – der Stollen, den wir von hier aus in den Ophel schlagen.“

Sie waren, während Hophni sprach, näher an die ausgelegten Papyrusbogen getreten. Ja, jetzt konnten sie erkennen, was der Gelehrte erläutert hatte. „Hier, das ist der untere Tunnelausgang im Schautal“, sagte Hiskia. Er wies auf die ausgelegte Bahn vor seinen Füßen. „Und hier der Weg, der durch das Schautal zum Kidron führt und dort an der Ecke nach oben abbiegt, hin zur Gihon-Quelle.“ „Und dies“, Jesaja zeigte auf die Papyrusbahn, die zur anderen Wandseite des Saals führte, „dies ist der untere Stollen, soweit er schon fertiggestellt ist?“ Er schüttelte verwundert den Kopf. „Wenn ich dies hier richtig deute, schwenkt er in einem weiten Bogen hin zum Kidrontal?“

Der Ägypter deutete eine Verbeugung an. „Der Seher seines Gottes ist nicht nur ein frommer, sondern auch ein kluger Mann. Ja, Jesaja, du hast es richtig erkannt, auch dieser untere Stollen schlägt einen Bogen. Seti, der – wie ihr wißt – die Arbeiten vor Ort leitet, ließ die Steinmetzen einem Felsenriß folgen, aus dem Wasser quillt. Er vermutet, daß es sich um Wasser handelt, das von der Gihon-Quelle unter dem Ophel her durchsickert. Außerdem erwies sich das Gestein, durch das sich der Riß zieht, als besonders weich, so daß sie rasch vorankamen.“

Hiskia sprach seine Zweifel aus: „Ich begreife noch immer nicht, wie du mit solcher Sicherheit die Stollen vorantreiben läßt.“ Er zeigte auf den leicht geschweiften Papyrusverlauf auf dem Boden. „Woher weißt du, daß dieses Gebilde hier dem wahren Verlauf des Stollens entspricht?“

Hophni schien beglückt, andere an seinem Planen teilnehmen zu lassen: „Ihr habt Seti im Kidrontal beim Vermessen beobachtet und gesehen, daß er sowohl die wechselnde Höhe wie auch die Winkel des Tales mißt und die Werte in seine Tabellen einträgt. Seine Angaben sind in Ellen gehalten – ihr wißt, die ägyptische Königselle ist eurer hebräischen gleich.“

Nun, ich lege hier das, was er in Ellen ermittelt hat, in Fingerbreiten aus. Die Winkel aber, die mir Seti in sauber nummerierten Dreiecken angibt, kann ich so, wie sie sind, verwerten.“

Sie beugten sich nieder und sahen jetzt, daß bei den mehr oder weniger langschenkligen Papyrusdreiecken jeweils auf den Schenkelseiten Ellenmaße eingetragen waren. Jesaja rechnete im Kopf nach: Eine Elle – das natürliche Körpermaß von der Spitze des Mittelfingers bis zum Ellenbogen – war gleich sechs Handbreit. Und diese sechs Handbreit entsprachen vierundzwanzig Fingerbreiten. Wenn Hophni anstelle der von Seti gemessenen Ellen hier im Saal Fingerbreiten auslegte, dann war diese aus Papyri bestehende Wiedergabe eine vierundzwanzigfache Verkleinerung der wahren Maße draußen im Tal und in den Stollen.¹

Auch Hiskia hatte es erfaßt: „Ich verstehe, du hast hier eine Abbildung, die vierundzwanzigmal kleiner ist als die Wirklichkeit draußen.“ Er legte nachdenklich die Hand an die Stirn. „Wenn die Winkel und die Längen, die Seti ermittelt hat, richtig sind – woran ich nicht zweifle –, dann müßtest du tatsächlich in der Lage sein, die beiden Stollen so zu lenken, daß sie einander treffen.“ Er ließ die Hand sinken. „Aber mir scheint, sehr viel schwieriger wird es sein, die richtige Höhe zu halten?“

Der Gelehrte nickte. „Du hast es gesagt, mein König. Die beiden Stollen müssen so geführt werden, daß sie auf ihrer ganzen Länge ein leichtes Gefälle haben.“ Er zeigte auf einen Bogen, der mit Zeichnungen und langen Rechenreihen bedeckt war. „Der untere Ausgang sollte mindestens fünf Ellen tiefer liegen als der Gihon-Teich. Aber...“ – er schien unsicher – „...ich fürchte, der untere Stollen setzt zu hoch an. Wir müßten dann die Sohle des unteren Stollens tiefer legen, damit das erforderliche Gefälle zustande kommt.“

Jesaja erkundigte sich: „Und wie wird die Richtung eingehalten oder, wenn der Gang von der Geraden abweicht, diese Abweichung gemessen?“

Der Gelehrte führte sie zur Seite, wo, wie sie erst jetzt bemerkten, ein schlichtes Gerät lag, das im Grunde nur aus zwei Brettern bestand, die an ihren Enden beweglich miteinander verbunden waren. „Wie ihr seht, bilden diese zwei Hölzer die beweglichen Schenkel eines Winkels, den man nach

Belieben einstellen kann.“ Er wies auf drei napfähnliche Schalen. „An den beiden äußeren Enden brennen, wenn man das Gerät im Stollen benutzen will, Öllämpchen, ein drittes hier in der Mitte, wo die beiden Hölzer beweglich miteinander verbunden sind. Die drei Lichter bilden dann den Winkel, den Seti mißt.“ „Indem er ein länglichflaches Dreieck ausschneidet, das in diesen Winkel hineinpaßt?“ „So ist es, außerdem mißt er genau die Länge jener Strecke, die die beiden äußeren Lichter trennt.“

Vorsichtig, um die auf dem Boden befestigten Bahnen nicht zu betreten, führte Hophni seine Besucher an dem Modell entlang. „Im Augenblick werdet ihr meinen, die beiden Stollen würden sich nimmermehr treffen. Doch diese Umwege sind, wie euch sicherlich Seti schon gesagt hat, erforderlich, um den härteren Gesteinsadern auszuweichen.“ „Mir scheint, der untere Stollen ist schon weiter vorangetrieben als der vom Gihon herabführende?“ warf Hiskia ein. „Du täuschst dich nicht, mein König. Da das Gestein hier im unteren Ophel nachgiebiger ist als weiter oben, sind unsere Arbeiter an dieser Stelle schneller vorangekommen.“ Er zeigte auf den Punkt, an dem der untere Stollen endete. „Hier sind wir fast unter dem Kidrontal angelangt, weil Seti sich mit seinen Leuten von dem Gedanken leiten ließ, das aus dem Riß quillende Wasser komme vom Gihon her und es sei deshalb ratsam, ihm zu folgen.“ Er lachte lautlos. „Ich wette, daß mein guter Seti sich täuscht.“ Er tippte mit der Fußspitze auf die Kartenbahn. „Noch ein paar Ellen, und sie stehen dicht unter dem Kanal, den euer König Salomo vor mehr als zweihundert Jahren anlegen ließ. Und aus diesem, so meine ich, rührt das Wasser her, dem Seti bisher gefolgt ist.“

„Und wenn du recht hast?“ fiel Hiskia ein. „Auch nicht schlimm“, lachte Hophni, „wir haben, da wir einem von der Feuchte aufgeweichten Gestein folgten, kaum Zeit verloren. Wir können nun unbesorgt nach Norden einbiegen.“ Er schien zu überlegen. „Wenn sich meine Vermutung bestätigt, werden wir auch dort Gestein vorfinden, das durchweicht ist.“

Er machte sich, während er noch sprach, wieder an seinem Papyrus zu schaffen. Die Besucher spürten, daß der Gelehrte so in seine Arbeit vertieft war, daß weitere Fragen ihn nur gestört hätten. Leise und von Hophni unbemerkt zogen sie

sich zurück. Noch unter dem Ausgangsportal sahen sie, wie die Gehilfen auf Weisung des Gelehrten einige Bahnen neu verlegten.

15 Wie ein Lauffeuer war die Kunde durch die Gassen gerast: Die Assyrer sind da! Man hatte damit rechnen müssen, seit der Großkönig Lachisch belagerte. Jedermann wußte: Er wird sich nicht damit begnügen, mehr als vierzig jüdische Städte zu erobern. Sein Ziel ist Jeruschalajim selbst! Dem halsstarrigen König Hiskia den Fuß in den Nacken zu setzen, das ist Sanheribs Ziel. Und er wird nicht ruhen, bis er es erreicht hat.

Man hatte es gewußt. Und man hatte dennoch gehofft, auf irgendein unvorhersehbares Ereignis gewartet, auf das Heer des Pharaos, vielleicht gar auf ein Wunder des Himmels. Jeruschalajim, die heilige Stadt Jahwes, Zion, die Stadt Davids, die Höhe, auf welcher der Tempel des Herrn stand, es konnte doch nicht sein, daß der Großkönig alles der Steppe gleichmachte, daß er das Allerheiligste verwüstete und goldene Götzen an die Stätte setzte, wo Abraham mit dem Priesterkönig Melchisedek dem Allerhöchsten geopfert hatte.¹ Es konnte und es durfte nicht sein. Und nun waren sie doch da, die Grausamsten aller Schrecklichen, die Mannen ohne Herz, die raubten, plünderten, schändeten, pfälhten und den Gefangenen die Haut abzogen bei lebendigem Leibe. Sie waren da, man konnte sie sehen.

Lauft zur Mauer, Leute! Steigt hinauf, rechts und links vom Wassertor! Dann seht ihr sie, wie sie drüben auf dem Ölberg und dem Berg des Ärgernisses stehen und die Stadt beobachten. Für heute braucht ihr noch nichts zu befürchten. Da sind sie noch mit sich selbst beschäftigt, richten sich ein für eine lange Belagerung. Hört ihr die Axthiebe? Das sind unsere Ölbäume und Feigenhaine, die sie fällen. Um Holz zu haben für ihre Feuer und auch für die Türme und Sturmböcke, mit denen sie unsere Mauer berennen werden. Lauft hin, seht es euch an! Denn heute habt ihr noch Zeit zum Schauen, heute.

Ja, das waren sie, die unübersehbaren Scharen des Groß-

königs. Droben auf dem Höhenrücken leuchteten ihre Zelte. Überall hörte und sah man die Axt wüten. Esel zogen Reissigballen hinter sich her, dürres Geäst, schlanke Stämme. Staub stieg auf und wallte über den Ölberg hin. Auch weiter im Norden, dort, wo die Tempelmauer die Stadt abschirmte, stieg Rauch auf, zog eine Wolke gelben Staubs langsam nach Osten.

Ein langer Zug Gewappneter kam gemessenen Schrittes den Hang herab, der den Ölberg vom Berg des Ärgernisses trennt. Standarten wehten, weiße Mäntel bauschten sich im Wind. Trompetengeschmetter, ein Herold trat vor, stand jetzt gegenüber dem Gihon am Hang des Berges.

Eben noch sumnte es in den Straßen, schwoll Geschrei auf der Mauer an, schrien sie sich auf den Dächern der Davidsstadt ihre Angst aus den Herzen. Dann war es totenstill geworden, als der Herold seine Standarte schwang. „Still doch, seht ihr nicht, er will reden, hat uns etwas zu verkünden!“²

„Ihr Männervon Jeruschalajim!“ Wie, er sprach hebräisch? „Hört, was der Rabschake des Großkönigs von euch verlangt: Ruft euren König herbei, daß der Rabschake ihm den Befehl des Großkönigs kundgibt!“

Sie alle da auf der Mauer waren wie erstarrt. Gebannt blickten sie hinüber zum Rabschake und seinem Gefolge. Was würde er als Befehl seines Großkönigs verkünden? Keiner sprach es aus, doch alle wußten es: Öffnet die Tore und unterwerft euch auf Gnade und Verderb!

Die Zeit jagte dahin, die Schatten wurden länger. Die Assyrer drüben, die Juden hier: sie warteten auf König Hiskia, daß er endlich käme, um sein Todesurteil zu empfangen – und das der Stadt...

Bewegung auf der Mauer neben dem Tor – das schien Hiskia zu sein! – Doch nein, es war Eljakim, der Hofmeister. Und neben ihm die beiden? Der Kanzler Joach und der königliche Schreiber Schebna. Sie machten sich bemerkbar und winkten. Jetzt hatte man sie drüben gesehen. Der Herold rief: „Das ist nicht der König.“ Still! Hört doch, was die Unseren antworten: „König Hiskia sendet uns, um zu hören, was der Rabschake zu verkünden hat.“ Und nun nannten sie ihre Namen und Titel. Ein Hohnlachen drüben?

Der Rabschake war vorgetreten. Er brauchte keine Hand

zu heben, es herrschte auch so eisiges Schweigen, ein Schweigen des Todes, über dem Kidrontal.

Er wies auf die beiden vornehm Gekleideten, die neben ihn getreten waren. „Seht hier den Tartan und den Rabsaris, die der Großkönig mit mir hergeschickt hat!“

Tartan, Rabsaris? Die auf der Mauer kannten sich nicht aus, doch das waren wohl auch so hohe Herren wie der königliche Schreiber oder der Hofmeister. Und der Rabschake selbst? Er stand hier wohl als der Gesandte des Großkönigs. Doch er sprach schon weiter: „Fürchtet sich euer König herzukommen? Ist ihm sein Herz schon entglitten, obwohl er noch hinter schützender Mauer weilt?“ Hohnlachen! „Schon gut, so sagt ihm: Worauf verläßt du dich? Etwa auf den zerbrochenen Rohrstab Ägypten? Der jedem, der sich auf ihn stützt, in die Hand dringt und sie durchbohrt? So ist doch der Pharao für alle, die sich auf ihn verlassen!“³

Eine weit ausholende Armbewegung. „Oder verläßt du dich auf deinen Gott? Wohlan, mein Herr, der Großkönig von Assyrien, bietet dir, Hiskia, eine Wette an: Ich gebe dir zweitausend Rosse und wette, du bist nicht einmal in der Lage, die Reiter für diese Rosse zu stellen! Wie willst du denn auch nur den kleinsten meiner Feldherren zurückweisen! Und auf deinen Gott verlaß dich auch nicht. Er, er hat mir's befohlen: Ziehe hin in dieses Land und verdirb es!“⁴

Eljakim antwortete ihm. Doch es war nicht zu verstehen, was er sagte. Klang es nicht wie...? Der Rabschake fiel ihm ins Wort: „Was willst du? Daß ich auf Aramäisch mit dir rede? Ich begreife: Damit deine eigenen Leute, die da auf der Mauer stehen und zittern, es nicht verstehen! Nein, du Hofmeister eines schon halbtoten Königs, so leicht mache ich es dir nicht. Ich beherrsche eure Sprache. Und ich werde auf Hebräisch sagen, was allen gilt, die da auf der Mauer sitzen: Ihr werdet euren eigenen Mist fressen und euren Harn trinken!“⁵

Ein herrischer Wink. „Hört nicht auf Hiskia, der euch auf den Herrn vertröstet. Denn so spricht der Großkönig von Assur: Schließt Freundschaft mit mir und kommt heraus und ergebt euch mir. Dann soll jeder in Frieden von seinem Weinstock und seinem Feigenbaum essen und von seinem Brunnen trinken, bis ich euch hole in ein Land, darin Korn, Brot, Weinberge, Ölbäume und Honig sind.“⁶

Spürte er, daß er sich versprochen und eine Verschleppung in fremde Länder angedeutet hatte? So, wie die von Samaria weggeschleppt wurden in Lande jenseits des Tigris?

„Verlaßt euch nicht auf euren Gott, der euch nicht retten kann. Haben etwa die Götter der anderen Völker ihr Land gerettet aus der Hand des Königs von Assyrien? Wo sind die Götter von Hamath und Arpad? Wo sind die Götter von Sepharwajim, Hena und Iwwa? Wo sind die Götter des Landes von Samaria? Haben sie Samaria gerettet aus meiner Hand? Wo ist ein einziger Gott unter den Göttern aller Länder, der sein Land aus meiner Hand gerettet hätte? Und nun verheißt euch Hiskia, euer Gott sei der einzige, der euch helfen kann?“⁷

Er hob die Hand, gab den Seinen ein Zeichen, wandte sich um und ging. Langsam, ganz ruhig und sicher ging er den Hang hinauf, zwischen seinen Mannen hindurch, die eine Gasse gebildet haben und sich nun hinter ihm zusammenschlossen und ihm folgten.

Und das Volk auf der Mauer, es saß, starrte ihnen nach und zitterte. Dort drüben schreitet ihr Verhängnis den Berg hinauf, festen Schrittes und unerbittlich. Und bald, vielleicht schon am nächsten Tag, würde es wieder den Hang herabkommen, wie eine Welle über das Kidrontal fluten und über die Mauer brechen. Denn es ist wahr, was der Rabschake sagte: Noch keiner hatte dem Großkönig widerstehen können. Kein König, kein Land – und auch kein Gott.

16 Nur ein einziges Öllämpchen brannte in dem Raum, in dem der König auf sie wartete. Mit gedämpfter Stimme hatte der Diener sie gemeldet. Jetzt traten sie ein, drei Große in Juda, nun aber mit zerrissenen Gewändern und Asche auf den Häuptern.¹ In ihre Gesichter hatte die Verzweiflung ihre Furchen gegraben. Unter gesenkten Lidern sah der König von einem zum andern. Die Botschaft, die der Großkönig ihnen hatte ausrichten lassen, mußte schlimmer ausgefallen sein als bislang befürchtet. Wie anders hätten sich die drei sonst ihrem König so genaht?

Als erster hob Eljakim das Gesicht und sah Hiskia in die

Augen. Der neigte sich vor, wie wenn er seinen Räten unter die Arme greifen und ihnen aufhelfen wollte. Doch nein, er lehnte sich wieder zurück, die Hände in die Armlehnen seines Hochstuhls gekrallt, so daß die Knöchel weiß hervortraten. Die dunklen Locken fielen ihm in die Stirn, ein schmaler Goldreif blinkte auf. Hatte Hiskia sich den Reif aufs Haupt gedrückt, weil er sich Stärke von dem Zeichen seiner Königswürde erhoffte?

Eljakim schüttelte den Kopf. Hier gibt es nichts zu hoffen, mein König, dachte er. Laut aber sprach er aus, was ihm der Rabschake aufgetragen hatte: Übergabe auf Gnade und Ungnade, am Ende gar eine versteckte Anspielung auf die Verschleppung in ein fremdes Land.

Der Kanzler hatte sich die Haare gerauft, und Schebna hatte sich Asche auf die Stirn gerieben. Ein irrer Gedanke durchzuckte Hiskia: Wo Schebna nur die Asche herhaben mag? Dieser Schebna, der immer so großmundig die Hilfe des Pharao gepriesen hatte, jetzt aber in verzweifelter Trauer um Jeruschalajim sich selbst überbot. Die Asche mußte er wohl – Hiskia biß sich auf die Lippe und bemühte sich, so törichte Gedanken zu vertreiben. Wer war schon Schebna, daß man versuchte, seine Vorstellungen zu begreifen! Um Jeruschalajim ging es, um ganz Juda, um die aus dem Hause Davids!

Leben kam auf in Hiskia. Jesaja mußte her! „Auf! Eilt zu Jesaja, bittet ihn, Fürbitte zu tun für den Rest, der übriggeblieben ist!“ Und, wie um sich zu entschuldigen: „Er ist der Seher des Herrn.“ Er zögerte einen Augenblick. „Wenn er mich aufsuchen würde, sagt ihm, wäre er mir eine große Hilfe.“²

Wortlos hatten sie sich erhoben, und schweigend schritten sie zur Tür. Joach wandte sich noch einmal um und sah, wie der König sein Gewand zerriß und sich von einem Diener einen grob gewirkten Sack reichen ließ, um ihn anzulegen. Vor der Freitreppe stießen sie auf den Hohenpriester. Joach, ein Mann rascher Tat, hielt ihn fest: „Asarja, ich habe eine Bitte!“ „Ich sehe euch in Sack und Asche?“ „Wir brachten dem König die Botschaft des Rabschake: Unterwerfung ohne Gnade!“

Joach sah, wie der Hohepriester erschrak, sprach aber rasch weiter: „Nun sollen wir den Seher zum König bitten. Ich weiß nicht, was Jesaja tun wird, wenn *wir* als Boten vor ihn treten.“ „Und du meinst, *ich* wäre der rechte Mann, dem

Propheten die Bitte des Königs vorzutragen?“ Joach atmete auf. „Du sagst es, Asarja. Dich kennt er am besten, du bist sein Freund, dir wird er die Bitte des Königs nicht verweigern.“

Asarja besann sich nicht. Was der Kanzler da hervorsprudelte, traf zu. Entschlossen sagte er: „Gut, kehre du in den Palast zurück und tu, was dir in so schwerer Stunde als Kanzler obliegt. Ich aber werde versuchen, den Propheten für den König zu gewinnen.“

Joach sah ihnen nach, wie sie zum Hang über dem Schautal hinübergingen, wo das Haus des Propheten lag. Wortlos schritten die drei Männer dahin. Was hätten sie auch bereden können? Es gab keinen Ausweg, ihr Weg war vorgezeichnet, vorgeschrieben vom Großkönig Sanherib. Ein Weg durch Ströme von Blut, durch Wüsten der Verzweiflung, ein Weg in die Fremde, ins Elend.

Joach zuckte hilflos die Achseln. Mochte sich der König an den Seher halten! Er hatte ja schon so oft auf ihn gehört, viel zu oft! Hatte sich von ihm zur Buße rufen lassen und sich geduckt, sooft der Seher Unheil angesagt hatte als Strafe für all das Übel, das in der Stadt geschah. Unheil, immer nur Unheil! Unheilschwanger sogar die Namen seiner Söhne: Schar Jaschub – Ein Rest wird sich bekehren, Maher Schallal Hasch Baz – Raubebald-Eilebeute! Was kann er uns jetzt bieten, dieser Seher? Auch nur wieder Unheil, womöglich schlimmer noch als das, was der Rabschake angesagt hat.

Jetzt waren die drei vor dem Haus des Sehers angekommen und traten ein. Einen Augenblick lang spürte Joach den Drang, ihnen nachzueilen und Zeuge zu sein ihres Gespräches, zu hören, was der Prophet verkündete. Doch dann wandte er sich entschlossen um und ging mit festen Schritten zurück zum Palast.

Der Heerführer Schamma leistete jetzt dem König Gesellschaft. Auch Kananja und Jimna waren gekommen. Man sah es ihnen an, daß Hiskia ihnen mitgeteilt hatte, was der Großkönig verlangte. Sie saßen mit gesenkten Köpfen und blickten kaum auf, als der Kanzler zu ihnen trat.

Kananja fragte leise, kaum hörbar. „Der Tartan, ist es noch derselbe, der vor zehn Jahren die Städte der Philister erobert hat?“ Schamma knurrte: „Der hat, als Sargon starb, sein Amt verloren. Sanherib, der Sargon folgte, berief einen neuen Tartan

als obersten Heerführer.“ „Und der Rabschake sowie der dritte – wie nannte er sich?“ „Rabsari! Sie nehmen am Hofe des Großkönigs hohe Ämter ein“, belehrte Schamma den Schatzmeister.

Und wieder saßen sie und schwiegen. Der Kanzler fühlte den fragenden Blick des Königs und beeilte sich, Auskunft zu geben: „Der Hohepriester erklärte sich bereit, deine Bitte dem Propheten zu überbringen. Du weißt, mein König, Asarja ist Jesajas Freund. Ich meine, der Seher wird auf ihn hören.“ Doch die Gedanken des Königs schienen mit anderem beschäftigt. Unvermittelt wandte er sich Kananja zu: „Wie weit sind wir mit den Arbeiten am Tunnel?“ Der Schatzmeister erwiderte: „Benaja hält mich auf dem laufenden, mein König. Die Arbeit ist, wie er berichtete, gut vorangeschritten. Es kann nicht mehr lange dauern, bis die beiden Stollen zusammentreffen.“

„Wenn sie sich wirklich treffen!“ Es war Schebna, der die leise Bemerkung eingeworfen hatte. Hiskias Kopf ruckte herum, der Goldreif blinkte auf. Doch der König kam nicht dazu, seinem Staatsschreiber zu antworten, da sich unter dem Tor Unruhe bemerkbar machte. Es waren die drei, die dem Propheten des Königs Bitte vorgetragen hatten. Noch immer in Sack und Asche, aber – wie es schien – zuversichtlicher als zuvor, kamen sie näher und hielten vor dem König.

Hiskias Gesicht hatte sich verdüstert. „Ihr kommt ohne ihn zurück?“ Eljakim nahm für alle drei das Wort: „Wir sagten ihm, was du uns geboten hattest, König: Ein Tag der Trübsal, der Züchtigung und der Schmach. Nun bittet dich, Prophet des Herrn, der König Hiskia: Tu Fürbitte für die Übriggebliebenen, die noch vorhanden sind!“

Eljakim biß sich auf die Lippe. Erst jetzt wurde ihm bewußt, daß in der Bitte des Königs, die sie dem Seher vorgetragen hatten, dieses Wort steckte, das er aus dem Mund des Propheten so oft vernommen hatte: Schear – der Rest, das Übriggebliebene! Dieser Rest, der sich bekehren sollte, für den sollte der Seher jetzt Fürbitte tun.

Auch der König schien betroffen. War ihm – wie das oft geschieht – der gleiche Gedanke in demselben Augenblick gekommen? Jetzt bewegten sich Hiskias Lippen: „Tephila bead hascheerith – bete für das Restlein!“ Ja, so hatte er es dem

Propheten bestellen lassen. Und nun? Was wird mit diesem Rest geschehen?

Asarja setzte zum Sprechen an: Hiskia schrak hoch: „Jesaja liegt im Gebet vor dem Herrn. Doch er läßt dir sagen: So spricht der Herr: Fürchte dich nicht vor den Worten, die du gehört hast, mit denen mich die Knechte des Königs von Assyrien geschmäht haben. Siehe, ich will ihn anderen Sinnes machen. Er soll ein Gerücht hören, so daß er wieder heimzieht in sein Land. Dann will ich ihn durchs Schwert fallen in seinem eigenen Land.“³ Ein Aufatmen bei allen, die es gehört hatten. Es war noch nicht ganz aus mit ihnen. Der Rest wird bleiben, wird bestehen, leben! Der Seher hat es verkündet, Jesaja, der bisher nur Unheil angesagt hatte.

17 Der Rabschake war niedergekniet, jetzt warf er sich vornüber zu Boden und küßte die Erde zu Füßen seines Herrn. Vor wenigen Tagen, dort vor den Mauern Jeruschalajims, war er ein Mächtiger gewesen, einer, vor dem ein König erzitterte. Doch hier, im Zelte des Großkönigs und Gottessohnes Sanherib, war er ein Nichts.

Langsam, ganz vorsichtig, hob er das Gesicht. War der König ungnädig, daß er schwieg? „Du bist zurück?“ Leise, gefährlich leise war die Frage gekommen. Den Rabschake fror es bis ins Herz. Lag in der Kürze der Frage schon das Urteil? War es überhaupt eine Frage? Klang es nicht eher wie eine Feststellung, eine kühle, unbeteiligte Feststellung, die schon den Tod in sich schloß?

Betonruhig richtete sich der Rabschake hoch, biser kniend saß. Jetzt konnte er endlich, ohne die Augen zu erheben, das Gesicht seines Herrn über sich sehen. Ein strenges Gesicht, wie aus Granit gehauen. Ein goldener Prunkhelm, an dem Edelsteine blitzten. Dieser eckig gestutzte, steif gesalbte Bart, der bis zur Brust herabreicht: Zeichen der Herrschaft und Allmacht.

Nur nicht dem Herrscher in die Augen sehen – das wäre der sichere Tod. Wer derartiges wagte, verwirkte sein Leben. Unter gesenkten Lidern blickte der Rabschake beiseite: die

kunstvoll geschnitzten Lehnen des elfenbeinernen Hochsitzes! Selbst hierher in das Feldlager begleiteten den Gottkönig die Symbole seiner Herrlichkeit. Geflügelte Stiere in Elfenbein, der Baum des Lebens, in dessen Gezweig die Vögel nisteten. Meerblaue Edelsteine in Gold gefaßt, und über allem die geflügelte Scheibe der Sonne, Thron des Himmelsgottes. Doch ihm zur Seite der sechsstrahlige Stern der Ishtar, der Herrin der Nacht, der Mutter aller Gebärenden, Urgrund allen Lebens und Vergehens.

Der Rabschake erschauerte in Ehrfurcht. Welch ein Herr, dem ich diene! Welch ein Herr, dem mein Land gehört, ohne den ich nichts bin!

Und noch immer füllte das Schweigen des Todes das weite Prunkzelt. Stumm standen die Großen Assurs im Halbrund um den Hochsitz des Königs. Kein Muskel zuckte in den Gesichtern, keine Regung verriet die Spannung, unter der sie alle standen. Wie wird der Großkönig die unerwartete Rückkehr des Rabschake aufnehmen? Wird er die Hand ausstrecken und den Rabschake emporziehen? Oder wird er stumm dem Vollstrecker winken? Eine kaum wahrnehmbare Bewegung zweier Finger, doch sie würde genügen: Verurteilt zu qualvoll langsamem Sterben, eine Marter über Tage hin, zehnmal Beinah-Sterben, zehnmal Erwachen zu neuer Tortur, bis endlich der Tod als Erlösung eintrat.

Und keine Möglichkeit, dem zu entgehen. Mein Schwert, mein gutes Schwert? Sie nahmen es mir schon draußen vor dem Zelt ab. Denn niemand darf sich mit Waffen dem Großen nähern. Nein, sie werden mir keine Möglichkeit geben, mich selber zu entleiben.

Und noch immer dieses Schweigen! Nur das leise Wispern des aus Pfauenfedern geflochtenen Fächers, den zwei schwarze Sklaven gleichmütig bewegen.

„Berichte!“ Ein Wort nur, doch es durchstößt die Wand des Schweigens. Berichte! Der Rabschake steifte den Nacken. Berichte: Ich darf mein Kommen begründen, kann meine Entscheidung rechtfertigen!

„Mein Herr und König“, sprach er mit fester Stimme, „die Kundschafter meldeten mir, Tirhaka, der König von Kusch, ziehe mit großer Heeresmacht herauf, um dir in den Rücken zu fallen.“ Er schob eine Pause ein, um zu ergründen, wie der

König es aufnahm. Doch Sanherib zeigte keine Bewegung. Der Rabschake zwang sich zur Ruhe, fast unbeteiligt fuhr er fort: „Um dich...“, er hatte vom Retten sprechen wollen, besann sich im letzten Augenblick, daß ein solches Wort den Gottkönig verletzen konnte, und verbesserte sich: „Um dir mit meinen Truppen zur Verfügung zu stehen, wenn der Tirhaka dich angriff, vielleicht gar ihn dann im Rücken zu packen, brach ich die Belagerung ab und marschierte in aller gebotenen Eile von Jeruschalajim herab nach Lachisch.“ Noch immer verharrte Sanherib in Schweigen. Der Rabschake faßte einen kühnen Entschluß, ließ ein leises Lachen hören und sagte: „Meine Erleichterung war groß, als wir dich, mein Herr, vor Lachisch nicht mehr antrafen und erfuhren, daß du gewarnt warst und nach Libna ausgewichen seist.“ Und nun gelang es ihm wirklich, zufriedene Genugtuung auszustrahlen: „Assur¹, der Gott und Herr der Kriege, sandte dir Warnung, und Ischtar², die auf dem Silbermond daherfährt, wies dir den Weg, o Herr.“

Glitt ein Lächeln über Sanheribs Steing Gesicht? Der Rabschake wagte nicht, den Blick zu heben. Doch wie zu sich selbst sagte er leichthin: „Nach Libna warst du ausgewichen, ein kluger Entschluß! Nun mußte Tirhaka ins Leere stoßen.“ Er spitzte den Mund, stellte sich, als durchschaue er erst in diesem Augenblick, was weiter möglich sei. „Mehr: Eine Falle war das, die mein Herr da dem Kuschiter³ stellte! Wenn er dir folgte, o Herr, dann hatte er, ohne es zu ahnen, uns im Nacken!“

Da, endlich: Der Großkönig erwachte zum Leben! Eine leise Bewegung mit zwei Fingern, ich darf mich erheben. Der Rabschake fühlte, wie ihm die Knie zitterten. War das die Folge des langen Kniens? Oder fraß die Furcht in seinen Gliedern? Die Furcht? Wovor? Vor dem Tod, dessen dunkle Flügel so nah gerauscht hatten?

Der Rabschake reckte sich in den Schultern. Furcht vor dem Tod? Die habe ich nie verspürt, war als Krieger und Kämpfer allezeit bereit zum Sterben. Die Folter allerdings, diese Marter, wenn sie dir Muskel um Muskel – er riß sich zusammen, warf das Grauen entschlossen ab und drückte die Knie durch. Selbstsicher, fast herrisch der Blick, als er in den Kreis der anderen zurücktrat. Solle keiner meinen, ich hätte mich gefürchtet, nein, auch da nicht, als ich vor dem Gottkönig im Staube lag. Hier stehe ich, der Rabschake meines Königs.

Und ich, ich habe es gewagt, einen eigenen Entschluß zu fassen und die mir befohlene Belagerung abubrechen. Weil ich mir Sorge machte um das Heer, um euch, ihr feinen Herren vom Hofe! – Und der König ist mir gnädig gewogen, hat mich huldvoll angenommen, mir das Leben geschenkt. Ich lebe und atme, werde nicht gefoltert!

Nie hätte er es sich eingestanden, doch die Anspannung der letzten Stunde forderte ihren Tribut. Erschöpfung überfiel ihn, eine Müdigkeit, die es ihm unmöglich machte, der Beratung zu folgen. Er sah, wie sie sich auf einen Wink des Königs niederließen, hörte, wie der Sprecher des Königs die Kriegslage darstellte und erläuterte. Sieh da, auch dem Größkönig war gemeldet worden, Tirhaka ziehe herauf, Lachisch und Jeruschalajim zu entsetzen. Und auf dieses Gerücht hin hatte Sanherib die Belagerung Lachischs aufgehoben und sich auf Libna zurückgezogen? Gewiß doch, gewiß: Man fürchtete sich nicht vor Tirhaka, den König am oberen Nil. Mochte er auch über ein gewaltiges Heer schwarzer Bogenschützen und Schleuderer gebieten, über Kamelreiter und Streitwagen. Der Feldherrnsinn des Großkönigs und die in eiserner Disziplin geschulten Kämpfer Assurs würden mit diesem Spuk aus der Wüste schon fertig werden!

Nureben: Eine belagerte Festung wie Lachisch im Rücken? Das wäre eine ungünstige Ausgangsstellung für eine Schlacht. Darum hatte sich Sanherib auf Libna zurückgezogen.

Der Rabschake war zu abgespannt, um sich freuen zu können, daß er die Lage richtig eingeschätzt hatte, als er dem König Meldung erstattete. Er konnte nicht einmal Genugtuung empfinden, daß sich alles so wie vermutet abgespielt hatte. Meist waren es nur Anspielungen, verdeckte Andeutungen oder gar Beschönigungen, doch er war erfahren genug, sich auch das zusammenzureimen, was unausgesprochen blieb.

Bei Libna hatte man Aufstellung genommen, um den König Tirhaka zu erwarten. Doch Tag um Tag verstrich, ohne daß im Süden eine Staubwolke das Kommen des feindlichen Heeres ankündigte. Kundschafter kamen und gingen, gingen und kamen. Und dann, nach mehr als zwei Wochen, die Gewißheit: Es gab kein Heer, das heraufzog! Einem Gerücht waren die Kundschafter zum Opfer gefallen, einem Gerücht, das wohl die in allen Ränken erfahrenen Ägypter ausgestreut

hatten, um Jeruschalajim zu retten, ohne selber einen Blutzoll entrichten zu müssen.

Der Großkönig hatte gerast. Die unschuldigen Kundschafter wurden gefoltert, geschunden und gepfählt. Der Rabschake sah, als er nach der Beratung hinaustrat, um sein Heer neu zu ordnen, nicht hin zu den Pfählen, um die schon die Geier kreisten. Oft schon, vielleicht allzu oft, hatte er diesen schrecklichen Anblick wollüstig genossen. Doch diesmal hatte er nur einen kurzen Blick dorthin geworfen und sich sofort zur Seite gewandt. – Sich selbst hatte er dort gesehen, hoch oben auf dem ersten Pfahl.

Libna, die Stadt auf dem weißen Berge⁴, wurde jetzt härter belagert. Es war nur eine Frage der Zeit, wann die Festung fallen würde. Zugleich wurde der Ring um Lachisch neu geschlossen. Der Großkönig wußte, daß diese Stadt nicht im Sturm genommen werden konnte. Der steile Hang der Anhöhe, auf der sich Lachisch erstreckte, machte es unmöglich, mit Türmen und Belagerungsmaschinen an die Mauer heranzukommen. Schon König Salomo hatte, wie Sanherib wußte, eine gutgefügte Kasemattenmauer am Höhenrand um die Stadt ziehen lassen. Und Hiskia hatte Lachisch, von wo aus man die Küstenebene beherrschen konnte, mit einer weiteren Mauer verstärkt, die sich auf halber Höhe des Hanges hinzog.

Und doch war Sanherib sicher, daß die Belagerung erfolgreich enden würde. Gefangene hatten unter der Folter gestanden, wo die Schwäche der Stadt lag: Es fehlte an Wasser. Zwar hatte Hiskia versucht, diesem Mangel abzuhelpfen, doch der Schacht, den er in die Tiefe treiben ließ, war unvollendet liegen geblieben, da die Zeit nicht ausgereicht hatte, das aufwendige Werk zu vollbringen. Sanherib konnte abwarten, Lachisch mußte ihm kampflös in die Hand fallen, wenn der Durst die Verteidiger bezwang. Und dann – Sanherib sah schon die endlosen Reihen ragender Pfähle vor sich.

Ein paar Tage würde er dann dem Heere Zeit gewähren, Zeit zum Plündern, Rauben und Schänden. Wie die Besiegten es verdienen! Der Großkönig strich sich über den blaugefärbten Bart. Er dachte an Jeruschalajim, dem er sich danach widmen konnte. Dieser hochmütige Kleinkönig dort, der noch immer eigensinnig widerstand, obwohl ihm schon all sein Land und all seine Städte genommen waren. Der nur noch

über diese hochgebaute Stadt gebot. Jeruschalajim! Was war das schon verglichen mit Assur! Ein Dorf am Wege, das man zertrat. Ein Häuschen im Weinberg, das lustig brannte, warf man eine Fackel hinein.

18 Der Stier, den Hiskia dem Herrn als Dankopfer für die Rettung brachte, war ohne Fehl. Ein treffliches Tier, herrlich anzuschauen, wie es in seiner Kraft an dem Strick zerrte, an dem sie es herbeiführten. Hätte er gewußt, was ihm bevorstand, es wäre den Leviten, die ihn hielten, kaum möglich gewesen, ihn zu halten. So aber hatte er die Männer, die ihn umringten, nur stumm angeglotzt. Ein dummes Tier, das nichts von dem verstand, was ihm geschah. Hiskia hatte, wie die Thora es befahl, seine Hand auf die breite Stirn des Stieres gelegt, war dann, als das Opfermesser zustieß, zurückgetreten und sah nun zu, wie sie das Opfer nach den strengen Regeln des Gesetzes vollzogen. Wie sie das Fett der Innereien, die Nieren und die Leberlappen heraustrennten, um sie als Brandopfer in Rauch aufgehen zu lassen. So war es recht, ein lieblicher Geruch für den Herrn.¹

Erleichtert wandte Hiskia sich ab, da nun seine Anwesenheit nicht mehr vonnöten war. Die Priester hatten, wie er wußte, noch eine Reihe von Vorschriften zu erfüllen, das Feuer zu unterhalten, bis alles Asche war, am Ende dann alles abräumen und die Gewänder wechseln. Doch das war nicht mehr Hiskias Sache. Er hatte getan, was recht und billig war, dem Herrn das Dankopfer gebracht für die Rettung aus Feindeshand.

Es war wie ein Wunder gewesen: Der Tartan des Großkönigs war mit Rabschake, Rabsaris und der gesamten Heeresmacht abgezogen!² Schamma hatte es für eine Kriegslist gehalten, doch ein kranker Assyrer, der von seinen Genossen vergessen worden war und den Schammas Kundschafter in einem Bauerngehöft fanden, hatte ausgesagt, der Großkönig habe den Tartan nach Lachisch befohlen. Und bald wurde es von Nachrichten, die aus dem Lande eintrafen, bestätigt: Ein Gerücht hatte den Großkönig bewogen, seine vor Jeruschalajim liegende Belagerungstruppe zurückzuziehen. Denn ihm

war von seinen Kundschaftern gemeldet worden, Tirhaka, der König von Kusch, ziehe mit Heeresmacht heran, um Lachisch zu entsetzen.

Ob dieses Gerücht nicht der Wahrheit entsprach? Ob es vielleicht gar von den listigen Ägyptern Sanherib zugetragen worden war? Das alles war für Jeruschalajim belanglos. Mochte es ein bloßes Gerücht gewesen sein, was die Assyrer fortgelockt hatte, die Geschehnisse hatten bestätigt, was der Prophet angesagt hatte: Sanherib soll ein Gerücht hören, so daß er seine Truppen abziehe! Jesaja! Hiskia schüttelte den Kopf: Kaum denkt man an einen Menschen, schon steht er vor dir! Den Kopf gesenkt, wie in tiefen Gedanken, kam der Prophet die Freitreppe herauf, auf deren oberste Stufe Hiskia eben hatte seinen Fuß setzen wollen. Nun, da er den Propheten kommen sah, blieb der König stehen und wartete auf den Seher.

Jesaja war so in Gedanken, daß er Hiskia erst bemerkte, als sein gesenkter Blick die Füße des Königs wahrnahm. Wie aus einem Traum fuhr er hoch: „Mein König!“ Der schlang den Arm um ihn: „Mein Bruder, wie freue ich mich, dir hier zu begegnen!“ Er zog den Seher beiseite und bat ihn, sich neben ihn auf die Zinne zu setzen. „Ich habe eben dem Herrn mein Dankopfer gebracht. Es war wie ein Wunder, daß die Assyrer abzogen. Und du, mein Freund, hattest es uns angekündigt.“ Er wollte etwas fragen, erkannte jedoch, daß die Gedanken des Sehers woanders weilten. „Das Tal des Schauens!“ Jesaja wies mit der offenen Hand auf die Stadt hinunter. Ein wehes Lachen. „Da schauen die Belebten, die sich in der Neustadt eingerichtet haben, den Elenden auf die Köpfe, die in der alten Davidsstadt hausen. Schaulustig sehen sie zu, wie die Armen auf den Dächern nächtigen, weil es in den engen Kammern nicht zu ertragen ist. Und die fetten Kaufleute der Neustadt schauen hochmütig auf die von Jebus, die gar so fromm sich an das Gesetz des Mose klammern.“ Wieder das bittere Lachen. „Und die Elenden der Davidsstadt schauen über das Tal hinweg hinauf zu den fetten Kühen der Neustadt, schauen zu, wie sie feiern und prassen, wie sie fremden Götzen räuchern und die Armen verlachen!“ Er ballte die Fäuste. „Und hier, hoch über dem Schautal, steht der Seher des Herrn und schaut zu, wie das Unrecht um sich frißt, wie Gewalt die Armen unterdrückt und Haß sich an dem Unrecht nährt.“ Er fuhr

herum und sah dem König in die Augen. Nun brach es in eintönigem Sprechgesang aus seinem Munde:

„Mein Freund hatte einen Weinberg auf einer fetten Höhe. Und er grub ihn um und entsteinte ihn und pflanzte darin edle Reben. Er baute auch einen Turm darin und grub eine Kelter und wartete darauf, daß sein Weinberg gute Trauben brächte.“ Zorn loderte in Jesajas Augen. „Warum hat er denn schlechte Trauben gebracht, während ich darauf wartete, daß er gute brächte? Wohlan, ich will euch zeigen, was ich mit meinem Weinberg tun will. Sein Zaun soll weggenommen werden, daß er wüst werde, und seine Mauer soll eingerissen werden, daß er zertreten werde. Dornen und Disteln sollen darauf wachsen, und ich will den Wolken gebieten, daß sie nicht darauf regnen.“³

Klagend nun: „Des Herrn Zebaoth Weinberg ist das Haus Israel und die Männer Judas seine Pflanzung, an der sein Herz hing. Er wartete auf *Rechtsspruch*, siehe, da war *Rechtsbruch!*“ Hiskia stand gesenkten Hauptes. Es war, wie der Seher es sagte, es traf zu, was er besang. Der Weinberg des Herrn hatte die Ernte versagt.

Lange saßen sie da und schwiegen. Die Sonne war fern hinter der Hochebene Rephaim versunken, die Sterne blinkten auf. Über dem Ölberg ging rot der Vollmond auf, so blutig wie das Haupt eines Gefangenen, den die Assyrer gefoltert hatten.

Hiskia schauerte. Es war nicht die Kühle der hereinbrechenden Nacht, die ihn frösteln ließ. Es war das Unfaßbare, das dieser Jesaja in sich trug. Das Unheimliche, Dämonische, Rätselhafte. So rätselhaft wie jener blasse Schein, der jetzt, da die Dämmerung der Nacht gewichen war, dort im Westen am Himmel emporwuchs. Hiskia war mit dieser Himmelserscheinung von Jugend auf vertraut.

Seine Mutter Abi⁴ hatte ihm den milchigen Schimmer gezeigt, als sie abends auf dem Dach des Palastes saßen. Ihm war, als höre er wieder ihre Stimme: „Siehst du die Pyramide von fahlem Licht? Sie folgt des Abends der Sonne nach, und morgens geht sie ihr voraus im Osten. Die Sternkundigen nennen sie das Licht des Tierkreises, weil ihr Scheitel stets auf eins der Tierkreiszeichen weist.“

Auch jetzt war es so: Obwohl der aufgehende Vollmond

die Lichtpyramide matter als sonst erscheinen ließ, war deutlich zu erkennen, daß über ihr der zum Sprung geduckte Löwe kauerte. Hiskia erinnerte sich, daß er die Mutter gefragt hatte, woher das Licht wohl komme. Doch sie hatte keine Antwort gewußt und nur die Hand auf den Mund gelegt: „Hiskia, du mußt wissen, es gibt Geheimnisse, die niemand ergründen kann.“ Und sie hatte mit dem Finger gedroht. „Versuche nie, sie zu enträtseln! Was Jahwe verhüllt hat, darf kein Sterblicher Mensch aufdecken.“

Und doch, er hatte immer wieder versucht, bei den Sternkundigen eine Antwort zu finden. Vergebens, sie alle hatten die Schultern gezuckt. Eine Antwort hatte nur der weise Abiram gegeben: „Dieses Licht, das stets dem Tierkreis folgt, ist wohl ein Zeichen des Herrn. So, wie er den Regenbogen in die Wolken setzt, so steht das Licht seiner Herrlichkeit über allen Sternen.“ Hiskia bewegte fröstelnd die Schultern. Rätsel über Rätsel: dieser blasse Lichtschein dort am Himmel, und dieser Seher hier an meiner Seite! Nein, es hielt den König nicht mehr, er mußte wissen, wissen!

„Sag mir, Jesaja“, begann er zögernd, „woher nimmst du deine Sicherheit?“ Er spürte, daß er sich deutlicher ausdrücken mußte. „Da hast du uns wieder und wieder das Gericht angekündigt, das der Herr über sein Volk halten wird. Nur ein Rest werde sich bekehren und übrigbleiben, alle anderen zur Beute fallen. Und was du sagtest, hat sich stets erfüllt.“ Ihn schauderte. „Ganz Juda ist vernichtet und gerichtet, allein die Jungfrau Zion ist noch am Leben.“ Er zwang sich zur Ruhe. „Und nun hattest du uns Rettung verheißen. Und sie ist eingetreten.“ Es brach aus ihm heraus: „Woher weißt du das alles? Worauf gründest du deine Vorhersagen?“

Jesaja schwieg und blickte nur zu dem Lichtschein hin, der langsam zu verblassen begann, da der volle Mond immer höher stieg und ihn auslöschte. Endlich, nach langem Schweigen, kam die Stimme des Sehers aus der Nacht: „In dem Jahr, als König Usia starb“,⁵ – Hiskia rechnete rasch nach: Dreißig Jahre war das her, eher fünfunddreißig! – „sah ich den Herrn sitzen auf einem hohen und erhabenen Thron, und sein Saum füllte den Tempel.“ Er hat den Herrn gesehen? Jahwe, den Unnahbaren, der über den sieben Himmeln wohnt? Unmöglich, unmöglich! Engel standen über ihm und sangen? „Heilig,

heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll.“

Eine Pause, dann raunte der Seher: „Und die Schwellen bebten von der Stimme ihres Rufens, und das Haus ward voll Rauch. Da sprach ich: Weh mir, ich vergehe! Denn ich bin unreiner Lippen und habe doch den König, den Herrn Zebaoth gesehen mit meinen Augen.“ Du hast recht, Jesaja, wer Gott sieht, muß sterben! „Da flog einer der Flammenengel zu mir und hatte eine glühende Kohle in der Hand, die er mit einer Zange vom Altar nahm, und rührte meinen Mund an und sprach: Siehe, hiermit sind deine Lippen berührt, daß deine Schuld von dir genommen werde und deine Sünde gesühnt sei.“

Hiskia spürte nicht, daß er die Hände ineinander verschlungen hatte, daß es ihm die Brust einengte und daß er kaum noch atmen konnte. Regungslos lauschte er den Worten nach, die leise aus der Nacht kamen. „Und ich hörte die Stimme des Herrn, wie er sprach: Wen soll ich senden? Wer will unser Bote sein? Ich aber sprach: Hier bin ich, sende mich!“⁶ Ein Zähneknirschen, dann: „Und er sprach: Geh hin und sprich zu diesem Volk: Höret und verstehet nicht, sehet und merket's nicht! Verstocke das Herz dieses Volkes und laß ihre Ohren taub sein und ihre Augen blind. Ich aber sprach: Herr, wie lange? Er sprach: Bis die Städte wüst werden und die Häuser ohne Menschen. Und der Herr wird die Menschen wegtun, so daß das Land verlassen wird.“ Die Stimme des Sehers weinte durch die Nacht. Doch nun schwang sie sich jubelnd empor zu den Sternen: „Doch wie bei einer Eiche oder Linde beim Fällen noch ein Stumpf bleibt, so wird ein heiliger Same ein solcher Stumpf sein!“

Da war es wieder: dieser Rest, der sich bekehrt und übrigbleibt. Nur in anderen Worten diesmal: ein heiliger Same. Und plötzlich sah auch der König das Bild vor sich: den abgehauenen Stumpf, den Rest, der übrigblieb. Und langsam, doch unaufhaltsam das Reis, das aus dem Stumpf empor-sprang, sich reckte, Blätter trieb, wuchs und wuchs...

Hiskia reckte sich in den Schultern. Der heilige Same, der aus dem Rest, der von Juda blieb, aufgehen wird? Ein heiliger Same – was mochte das sein? *Wer* mochte das sein? Leben kam in den König. Er raffte sich hoch, rüttelte den Seher: „Auf, auf,

Jesaja! Laß uns in den Tempel gehen, zwischen die Säulen Jachim und Boas treten, zum Vorhang schauen, der den Herrn verbirgt, und zu dem Unsichtbaren beten, der sich dir geoffenbart hat.“

Er konnte nicht warten, bis der Freund sich entschieden hatte. Er stürmte davon, ein König, der nun wußte: Von des Herrn Gnade bin ich, was ich bin. Und ohne ihn bin ich ein Nichts, ein Mensch, der seit seiner Geburt den Tod schon in sich trägt.

Der Morgen dämmerte, als Hiskia wieder zu sich kam. Er fror, daß es ihn nur so schüttelte. Er blickte sich um. Hier neben dem Brandopferaltar habe ich gelegen, mit dem Gesicht zur Tür des Tempels? Und jäh war die Erinnerung da: Das Bekenntnis des Sehers! Der den Herrn sah und doch am Leben blieb. Der die Stimme des Herrn hörte – und noch immer hört!

Hiskia raffte sich auf. Und eben sprang die Sonne über den Ölberg und schoß aus übervollem Köcher ihre Strahlen auf den Zion. Und die Tempelzinnen leuchteten golden.

19 Hophni gab sich Mühe, seine Genugtuung darüber, recht behalten zu haben, den König nicht spüren zu lassen. Trotzdem schwang ein leicht spöttischer Unterton in seiner Stimme mit, als er berichtete: „Beim Fortschreiten der Arbeit im unteren Tunnel ergab sich, daß die Wasserader, von der Seti sich hatte leiten lassen, tatsächlich vom Kanal Salomos herkam und nicht, wie Seti angenommen hatte, unmittelbar von der Gihon-Quelle.“ Er räusperte sich, sprach kühl und wie unbeteiligt weiter. „Seti hat, als die Herkunft des Wassers eindeutig feststand, den Tunnel im rechten Winkel nach Norden geführt, zunächst unter dem Kanal Salomos entlang, dann aber fast gerade auf den Ort zu, an dem dieser untere Teil des Tunnels mit dem oberen, der vom Gihon kommt, sich treffen soll.“

„Du bist sicher, daß die beiden Vortriebe aufeinandertreffen?“ Der König schien noch immer Zweifel zu hegen, doch der Ägypter sah ihm frei ins Gesicht. „Vollkommen sicher, o König. Du erinnerst dich an die Papyrusbahnen, die ich dir in

der Gerichtshalle zeigte. Inzwischen habe ich die neuen, von Seti ermittelten Werte eingearbeitet. Die Arbeiter, die im Unter- und Oberstollen arbeiten, sind jetzt kaum noch hundert Ellen voneinander entfernt. Und die Stollen zielen, wie meine Modellrechnung ergibt, genau auf denselben Punkt.“

„Nur noch hundert Ellen!“ Hiskia fühlte, wie die Last von ihm fiel. „Hundert Ellen?“ Er dachte nach. „Wenn das zutrifft, sollten sie sich dann nicht schon hören? Ich meine, die Hacken verursachen doch großen Lärm, der im Gestein weiterhallt?“

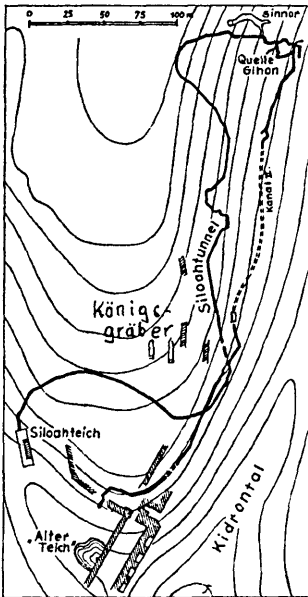
Hophni hob abwehrend die Hände. „Es ist schwer vorzusagen, wie weit der Schall im Gestein sich fortpflanzt. In dichtem, festem Gestein wird er weiter getragen als in Gestein, das von Rissen zersetzt ist.“ „Wie hier im Ophel?“ „Wie hier im Ophel, Herr.“ „Und bisher hören sie einander nicht?“ „Noch nicht, Herr.“

Schebna, der immerfort querdenkende Schreiber, meldete sich zu Wort: „Und wie steht es mit der richtigen Höhe?“ Er tat, als müsse er erst nachdenken, wußte aber genau, worauf er hinaus wollte: „Hattest du nicht selber Zweifel, ob du die richtige Höhe treffen würdest?“ Der Ägypter sah ihn nicht einmal an, als er zurückgab: „Seti hat auch alle Höhenmessungen nochmals durchgeführt. Als Ergebnis dieser Nachmessungen haben wir die Sohle des untersten Tunnelabschnitts vier Ellen tiefer legen lassen.“ „Was natürlich Zeit gekostet hat“, warf Schebna hämisch ein. Zum ersten Mal war dem Ägypter Ärger anzumerken, als er erwiderte: „Sollte es den scharfen Augen des königlichen Schreibers tatsächlich entgangen sein, daß die Vertiefung der Tunnelsohle von anderen Arbeitern vorgenommen wurde, die eigens für diesen Zweck verpflichtet wurden?“

Einen Augenblick schien es, als wolle Schebna aufbrausen, doch Hophni fuhr fort: „Das gleiche, mein König, gilt auch für eine andere Arbeit, die wir vornehmen mußten. Die Luft im unteren Stollen wurde unerträglich. Im Gegensatz zum oberen Tunnel hilft uns hier das Wasser nicht, den Abraum auf schwimmenden Schlitten fortzuschaffen. Das herausgeschlagene Gestein muß auf den Schlitten über den trockenen Stollenboden weggeschleift werden. Das erfordert sehr viel mehr Kraft und Leute. Hinzu kommt, daß hier im Unterteil des Ophel der Fels weicher ist als weiter oben. Die Arbeit geht also

schneller voran, was aber bedeutet, daß in gleicher Zeit hier weit mehr Abraum anfällt als im oberen Stollen.“

„Ich verstehe“, nickte der König, „doch wie hätte man da Abhilfe schaffen können?“ „Ich habe einen Schacht dort emportreiben lassen, wo der untere Stollen sich dem Kanal Salomos nähert. Das Deckgebirge ist dort nicht mehr hoch, so daß dieser Schacht wenig Arbeit machte. Er dient uns jetzt zur Lüftung, da er wie eine Esse wirkt.“ Er gönnte Schebna einen kurzen Blick. „Der Umweg, den der Tunnel hier im Unterteil macht, hat also zu etwas Gutem geführt. Er brachte uns an eine Stelle, die für einen Lüftungsschacht geeignet war.“



Karte 6

Südostteil der Stadt Jerusalem zur Zeit Hiskias (um 701 v.Chr.)

Kurz vor der Belagerung durch den Assyrer Sanherib 701 v.Chr. ließ König Hiskia den Tunnel bauen, der das Wasser der Quelle Gihon zum Teich Siloah leitete.

Der ursprüngliche Abfluß der Quelle Gihon unmittelbar in das Kidrontal konnte jetzt zugedeckt und kaschiert werden.

Der Teich Siloah lag, da die Stadt sich inzwischen auch nach Südwesten ausdehnt hatte, innerhalb der Mauern.

Er hatte noch mehr sagen wollen, sah aber, daß ein Diener hereingekommen und zum König getreten war. Hiskia blickte auf Hophni. „Benaja sendet dir einen Boten, du gestattest, daß er vor uns allen seine Botschaft sagt?“ Schon winkte er dem Diener und wartete die Zustimmung des Ägypters gar nicht erst ab.

Der Arbeiter, den Benaja geschickt hatte, gab sich keineswegs befangen. Ein knapper Gruß zum König: „Benaja gab

mir eine doppelte Botschaft mit, mein König, die ich dem Gelehrten aus Mizraim weitergeben soll.“ Er zog eine eng zusammengedrehte Papyrusrolle hervor. „Diese Rolle, auf der Benaja aufgezeichnet hat, wie die Arbeit in den letzten Stunden fortgeschritten ist, und eine mündliche Botschaft.“

Der Mann schien kein Dummkopf zu sein. Genüßlich kostete er es aus, wie durch sein Zögern die Spannung wuchs. „Nun?“ Das kam aus dem Munde des Königs, da gab es kein Zögern mehr: „Wir können, wenn wir die Ohren an die Felswand legen, die Hacken der anderen Gruppe hören!“ Er hob hastig die Hand. „Leise noch, ganz leise, aber doch so klar, daß kein Zweifel bestehen kann.“

Hiskia klatschte in die Hände: „Gelobt sei der Herr Zebaoth!“ Er drohte lächelnd dem Schatzmeister Kananja: „Halte dich bereit, viel Silber bereitzustellen, sobald der Durchbruch erfolgt ist.“ Er winkte dem weisen Hophni: „Ich denke, auch dir wird es recht sein, wenn wir an dem Tag, an dem das Wasser durch den Tunnel zu strömen beginnt, mit allen, die am Bau beteiligt waren, ein Fest feiern.“ Hophni breitete die Arme aus, als sei er es, der die Silberstücke spenden wollte, das Fest zu bezahlen. Ihm war es gleich, was der König dieses winzigen Reiches feierlich zu begehen gedachte. Er, der Weise vom Nil, hatte seinen Lohn im voraus ausbedungen. Und er war zufrieden mit dem, was er für sich und Seti erhalten hatte.

„Wollen wir vor Ort – das große Ereignis miterleben?“ Ausgerechnet Schebna machte den Vorschlag. Doch Hophni wehrte entschieden ab: „Das hielte die Arbeit nur auf, da wir im Wege stünden und die Luft bald unerträglich wäre.“ Er blitzte Schebna an. „Nein, dieses Erlebnis des Durchbruchs soll allein den Arbeitern vorbehalten bleiben.“ Er sah den König an. „Ihr alle werdet den Tunnel durchschreiten, sobald die Wasser vom Gihon nach Siloah fließen.“ Ein Wink an den Boten, so herrisch, als sei er hier der König: „Geh und melde Benaja, ich verlasse mich auf ihn. Wenn der Durchbruch – morgen oder auch erst übermorgen – erfolgt ist, mag er uns das melden.“

20 Benaja und Seti wirkten übernächtigt, Hophni schüttelte mißbilligend den Kopf. „Ihr solltet euch nicht so stark von dem beeinflussen lassen, was die Arbeiter vor Ort zu hören glauben.“ Er wies auf den großen Modellplan, der auf dem Boden der Gerichtshalle ausgebreitet war. „Die im Oberstollen taten recht, als sie sich in einem Winkel nach links wandten, weil sie aus dieser Richtung die Hacken der anderen zu hören vermeinten. Doch daß sie dann – schon wenige Ellen weiter – noch stärker nach Osten bogen, kann ich nicht billigen. Seht her: Die Richtung, die sie zunächst einschlugen, hätte sie auf geradem Wege zu den anderen geführt.“

„Aber der Schall der Hacken kam, wie ich mich selber überzeugt habe, aus der Richtung, der sie jetzt folgen!“ widersprach Benaja. Hophni schüttelte den Kopf: „Der Berg hat sie getäuscht! Es genügt ein Riß im Gestein, und schon wird der Schall abgelenkt und kommt aus der falschen Richtung.“ Er tippte mit dem Stock auf die Papyrusbahnen, die den Verlauf des südlichen Stollens wiedergaben. „Auch hier war man in der Richtung vorgedrungen, die zum Treffpunkt hätte führen müssen. Aber nein, dann bildet man sich ein, die Hacken der Nordgruppe von rechts her zu hören. Und schon lassen die klugen Männer vor Ort sich täuschen, gehen sogar noch ein paar Schritte in dem gehauenen Stollen zurück, um dann nach Osten hinein einen neuen Stollen zu beginnen.“ Er lachtespöttisch. „Unnötige Umwege, weil ihr euch auf eure Ohren statt auf meine Berechnungen verlaßt!“

Seti schien betroffen. „Du meinst, Meister, wir hätten in der bisherigen Richtung weitermachen sollen?“ „Ganz recht!“ polterte der Alte. „Ihr sähet euch schon in die Augen, wenn ihr euch an meine Berechnungen gehalten hättet!“ Er zwang sich zur Ruhe. „Doch nun ist es einmal geschehen und kaum noch zu ändern.“ Er betrachtete wiederum seine Modelle aus Papyrusbahnen, verglich sie mit seinen Berechnungen und meinte dann: „Es wäre ungeschickt, wollten wir versuchen, die Arbeiten der letzten Tage zu korrigieren. Da nun einmal Fehler gemacht worden sind, müssen wir zusehen, wie wir sie

am besten nutzen.“ Er warf entschlossen den Kopf hoch. „Folgt jetzt weiter dem Gehör! Die beiden Arbeitsgruppen sind jetzt nicht weiter als fünfzig Ellen voneinander entfernt. Was kann es da noch ausmachen, wenn der Stollen ein paar Windungen nimmt?“

Beinahe hastig verabschiedete sich Benaja. Er wollte so bald wie möglich wieder vor Ort sein. Er wußte nur zu gut, wie seine Männer vor Erwartung fieberten, das große Werk zu vollenden. Er hatte es miterlebt, wie sie jubelten, als die ersten Geräusche von Hacken und Picken wahrzunehmen waren, und wie enttäuscht die Männer waren, als Zweifel aufkamen, ob die Richtung stimme, in der sie sich durch das Gestein brachen. Er wollte bei ihnen sein, wenn die ersten sich in die staubgeschwärtzten Gesichter sahen. Fast wäre Benaja gestürzt, so eilig hatte er es, den Steilhang hinunter zur Gihon-Quelle zunehmen. Durch den Quellteich, den alten Stollen der Jebusiter entlang, jetzt links hinein in den neuen Stollen, der das Wasser hinab nach Siloah führen sollte.

Die Fackel zuckte im Luftzug. Vorsicht jetzt, da vorn kam der mit Abschlag beladene Schlitten. Doch nun schimmerte Licht dort voraus: der rechte Winkel nach links, den sie einschlugen, als sie von dort die Hacken der Gegengruppe gehört hatten. Und noch einmal, etwas schlanker diesmal, eine Linksbiegung. Und da waren sie: die zwei Steinmetzen vor Ort und der Abräumer.

Was gab es denn? Sie schwangen nicht ihre Gezähe? Sie standen, der eine links, der andere rechts, und preßten die Ohren an die Wände? Und der Abräumer: Atemlos vorgebeugt, starrte er sie an. Ohne es zu wollen, hatte sich Benaja zurückgehalten, kam nur zögernd näher und bemühte sich, kein Geräusch zu machen. Und jetzt hob der rechts den Kopf, weiß leuchteten seine Augen in dem braunstaubigen Gesicht: „Ich höre sie!“ jubelte, nein, brüllte er. „Ich höre ihre Stimmen!“ Er schlug dem anderen auf die Schulter. „Nicht nur ihre Hacken, verstehst du! Ihre Stimmen! Ihre Stimmen!“ Er bemerkte Benaja, schlug in seiner Begeisterung auch ihm auf die Schulter: „Meister, sie sind zu hören, sogar zu verstehen!“ Er zwang sich zur Ruhe. „Ich hörte, wie der eine zum anderen sagte: Bald haben wir's geschafft.“

Jetzt hatte die Erregung auch Benaja gepackt, er trat vor,

preßte das Ohr an die Wand und lauschte. Hackenhiebe, laut, scharf und sehr nah. Doch keine Stimmen. Schwiegen die dort drüben? Einmal meinte Benaja zu hören, wie einer vor Anstrengung keuchte. Doch dann gestand er sich ein, daß es eine Täuschung gewesen und er nur sein eigenes hastiges Atmen gehört hatte. Aber jetzt: „Orna, hilf mir mal, diesen Brocken herauszuwuchten!“ Und die Stimme des anderen: „Hab’ ihn schon“, ein Keuchen, „sachte hinab mit ihm!“

Benaja schob die Männer zurück, um sich an die linke Wand lehnen zu können. Leiser hier die von den Hacken rührenden Schläge, viel leiser. Und Stimmen – doch, da eben klang es, als sprächen dort zwei Männer. Aber kein Wort war zu verstehen, nur verworrenes Geräusch. Benaja richtete sich auf. „Keine Frage, ihr Männer, wir müssen uns ein wenig nach rechts halten.“

Plötzlich wurde es eng vor Ort, die Ablösung war gekommen. Benaja sah, wie die drei Abgelösten – ganz anders als sonst – kaum Lust zeigten, von ihrer Arbeit abzulassen. Zögernd machten sie der neuen Schicht Platz, und Benaja sah, wie sie, bevor sie gingen, einer wie der andere einen fast wehmütigen Blick auf die Felswand warfen, die sie noch von den Arbeitern drüben trennte.

Mit frischer Kraft waren die Neuen ans Werk gegangen. Ihre Gezähe fraßen sich in das Gestein, so daß der Abräumer kaum nachkam mit dem Aufladen des Schlittens. Schon stand er bis zu den Knien im Schutt, da die Steinmetzen mehr losbrachen, als mit dem Schlitten fortzuschaffen war.

Die Zeit verstrich, doch Benaja hielt vor Ort aus. Immer wieder trat Benaja an die Wände, mal an die auf der rechten, dann an die auf der linken Seite. Die Richtung, in der sie jetzt vordrangen, stimmte! Gleich stark kamen die Geräusche auf beiden Seiten. Und nun konnte man auch an der linken Wand die menschlichen Stimmen vernehmen.

Noch einmal war eine Schicht abgelöst worden. Die Männer arbeiteten wie Zyklopen, schwangen die Gezähe, setzten die Spitzen der Hacken in Spalten, hebelten, wuchteten, brachen los, warfen es hinter sich. Und der Abräumer hinter ihnen lud nur noch die größten Klumpen, türmte sie auf den Schlitten und sah zu, wie der verschwand, lauerte auf den Ruck des Seiles, packte zu, stemmte die Füße in das Geröll, riß, zog und

keuchte, bis endlich der leere Schlitten wieder aus dem Dunkel des Stollens hervorglitt.

Benaja konnte nicht mehr an sich halten, bloß zuzusehen, wie es voranging. Es hielt ihn nicht mehr, er packte mit an, half dem Abräumer bei seiner harten Arbeit. Bald glänzte sein Gesicht vor Schweiß, die Handflächen waren rau, eine Hautblase schwoll an, platzte auf – Benaja spürte es nicht. Er fühlte auch nicht, wie sehr der Rücken schmerzte. Bücken, anheben, ablegen, wieder und wieder und noch einmal... – Ein Schrei? Ein Brüllen nun, ein Brüllen von drei, vier, nein noch mehr Stimmen! Ein Loch dort vorn in der Wand, ein Gesicht dahinter, ein lachendes Gesicht, jetzt ein Mund, weit offen. Und aus dem Mund brüllte Freude, brüllte Stolz, brüllte Sieg...

„Wir haben es geschafft! Wir haben es geschafft!“ Arm in Arm tanzten sie in dem engen Stollen, zerschunden sich die Ellenbogen an den Wänden, stießen sich die Schädel an der Decke.

Plötzlich fühlte Benaja, wie zerschlagen er war. Keuchend sank er auf den Brocken, den sie da aus dem Loch gewuchtet hatten. Der Rücken! Und die Handflächen erst: In Fetzen hing die Haut. Du Narr! Hast zugepackt wie ein unerfahrener Lehrjunge. Wie ein – und plötzlich mußte auch er lachen. Er lachte, daß es ihn schüttelte, lachte, bis die Tränen kamen, lachte, bis das Zwerchfell schmerzte, lachte, bis es ihm die Luft nahm.

Und die drüben? Lärm, Gelächter, Brüllen auch von dort. Wie unsinnig gaben sich die Männer nach so langer und harter Arbeit. Sie hatten es geschafft, den Plan ausgeführt, den ihr König erdacht, die Berechnungen verwirklicht, die der weise Ägypter angestellt hatte.

Benaja konnte nicht mehr lachen. Die Luft wurde ihm knapp, ihm und, wie er sah, auch den anderen. Verständlich, das hier so unklug herumtanzten und Fackeln wie Kienspäne schwingen. Luft, Luft!

Benaja wäre am liebsten durch den Stollen hinausgestürmt, ans Licht, an die frische Luft. Doch er riß sich zusammen. Er trat dicht heran an die Öffnung und blickte hindurch. Es war so, wie er schon beim ersten Blick vermutet hatte: Die drüben standen höher, mußten sich bücken, um durch das Loch herüberzuschauen. Hier aber auf unserer Seite befand

sich das Loch genau in Augenhöhe. Benaja trat zurück. Der Ägypter hatte recht behalten, der untere Stollen war noch immer mehr als eine Elle zu hoch und mußte, damit das Wasser ihn durchfließen konnte, vertieft werden. Er klopfte dem Vorarbeiter auf die Schulter. „Nun ist aber genug gelacht, mein Freund!“ Er sah, daß auch die beiden anderen sich beruhigten und zu ihm herhörten. „Macht hier weiter mit der Arbeit, bis die beiden Stollen vereint sind. Ich gehe jetzt hinauf, um dem König zu melden, daß wir seinen Plan ausgeführt und den Tunnel vollendet haben.“ Er klopfte den Männern noch einmal auf die schweißnassen Schultern. „Ich bin gewiß, daß der König eure mühevollen Arbeit anerkennen wird.“ Der Abräumer, ein junger Kerl aus dem Armenviertel von Jebus, warf patzig hin: „Ich habe hier nicht für den König geschuftet.“ Er fauchte. „Für Jebus habe ich mich geschunden, für Juda und für“, es zuckte über sein Gesicht, „für den Herrn!“

Er wartete auf keine Erwiderung und war schon wieder dabei, den Abraum auf den Schlitten zu häufen. Benaja stand einen Augenblick bewegungslos da, dann wandte er sich und watete in den Stollen hinein, zurück zum Gihon. Was hätte ich diesem Mann auch antworten können?, überlegte er. Die Armen in Jebus hatten wenig übrig für die da oben im Palast und haßten sie kaum weniger als die reichen Herren in der Neustadt. Wie Hohn empfanden sie das Prassen der weitgereisten Kaufleute jenseits des Schautals. Hatten doch die feinen Herren nicht nur Silber und Elfenbein von ihren weiten Reisen mitgebracht, sondern auch heidnische Götzen und barbarische Bräuche. Und die Könige aus Davids Stamm? Nur zu oft hatten sie den Herrn verlassen, den Ascheren und Baalen geopfert und sogar dem Moloch ihre Erstgeborenen dargebracht. Daß Hiskia anders war? Daß er den Dienst im Tempel wiederhergestellt, das Passahfest erneuert und die Götzenbilder umgestürzt hatte? Nun, wer konnte wissen, wie er es künftig mit dem Jahweglauben hielt? Nur sie, die Armen von Jebus, sie hielten fest am Gesetz des Mose, hielten die Gebete und Opfer, heiligten den Sabbat. Nur sie...

21 Es hätte Hophnis großer Tag sein können. Hophni war es ja, der den Tunnel berechnet, die Arbeit durch seinen Mitarbeiter Seti geleitet und zu einem guten Ende gebracht hatte. Doch es ging ihm wie so vielen, die einem Großen aus der Verlegenheit geholfen hatten. Niemand kümmerte sich um ihn, alle priesen nur den Weitblick des Königs und seine Beharrlichkeit. Hophni nahm es ohne Erbitterung, da ihm gleiches schon oft widerfahren war. Er versuchte sich zu trösten, es sei ja eben Hiskia gewesen, dem der Gedanke eines solchen Tunnels gekommen sei. Hiskia habe ja auch der ersten Eingebung lange nachgesonnen, alle Möglichkeiten durchdacht und am Ende sich entschlossen, den Pharao um einen Mann zu bitten, der sich auf dergleichen verstünde. So fand sich Hophni ohne Groll damit ab, daß der König ihm seinen Dank aussprach und ihn mit einem schweren Beutel voll Silber und mit einem Gruß an den Pharao beschied.

Unter Benajas Leitung machten sich die Arbeiter daran, das Werk zu vollenden. Vom Treffpunkt her wurde die Sohle des unteren Stollens Elle um Elle so weit gesenkt, daß ein Gefälle entstand, das dem Wasser Durchfluß gewährte. Es war ein großer Tag, als endlich das Wasser aus dem Tunnel in das Schautal rann. Erst war es braun und trübe, doch bald wurde es hell und klar. Sie hatten geschöpft und gekostet, sich vor Freude in den Armen gelegen, gelacht, gefeiert, geschmaust und getrunken. Und der König hatte es bezahlt...

Nun konnten sie den Eingang zur Grotte oben im Kidron zuschütten und den Kanal Salomos mit dem Abraum, der beim Bau des Tunnels angefallen war, füllen. Benaja selbst überwachte diese Arbeiten, kam es doch darauf an, die Örtlichkeit so herzurichten, als habe es hier im Kidrontal nie eine Quelle und einen Abzugskanal gegeben.

Während schon Trupps unterwegs waren, alle Wasserstellen rings umher zuzuschütten, ließ Benaja dort, wo der Tunnel das Schautal erreichte, einen Teich in den gewachsenen Fels hauen, ähnlich dem droben an der Quelle. Nun konnten die Einwohner der Stadt hier das Wasser schöpfen, das sie

benötigten. Und was übrigblieb, das rann in einem gedeckten Graben in den Garten des Königs.

Während die Steinmetzen dabei waren, in der neuen Quellgrotte letzte Hand anzulegen, winkte Benaja einen Mann beiseite. „Nimm dein Werkzeug und folge mir!“ Mit der Fackel schritt Benaja voran in den Tunnel hinein, wie ein Mann, der weiß, was er will. Unwillkürlich hatte der Arbeiter mitgezählt: zehn Schritte. Jetzt machte Benaja halt und leuchtete mit der Fackel rechts die Wand ab. Mit einem Stück Kohle, das er mitgenommen hatte, zeichnete er ein Rechteck auf.

„Hier, dieses Viereck behau so sauber, daß eine glatte Fläche entsteht.“ Er klemmte die Fackel in einen Spalt. „Laß dir Zeit bei dieser Arbeit. Mir kommt es darauf an, daß du sorgfältig zu Werke gehst.“

Kopfschüttelnd hatte der Mann dem Bauleiter nachgesehen, sich aber dann mit Eifer darangemacht, die ihm gestellte Aufgabe zu erfüllen.

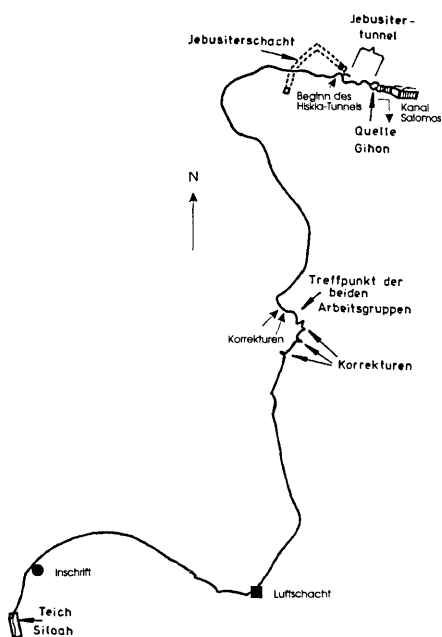
Als er tags darauf meldete, der Auftrag sei ausgeführt, hatte er verständnislos zugesehen, wie Benaja einen feinen Stahlmeißel und einen handlichen Hammer einsteckte, die er offenbarschonbereitlegen hatte. Neugierig folgte der Arbeiter seinem Meister, der ihm noch drei Fackeln in die Arme gedrückt hatte. Was sollten die drei Fackeln?, fragte sich der Arbeiter. Will der Meister so lange dort arbeiten? Und was hat er dort vor? Mit offenem Munde sah der schlichte Mann zu, wie Benaja mit äußerster Sorgfalt Buchstaben um Buchstaben in die geebnete Fläche schlug. Eine Fackel nach der anderen brannte ab. Endlich ließen Benajas Kräfte nach. Er ließ Hammer und Meißel sinken. „Schluß für heute, meine Arme sind lahm, und meine Hände zittern.“

Es war nicht an einem Tage zu schaffen gewesen. Doch endlich war die Fläche – bis auf einen Rest – mit Buchstaben bedeckt. Benaja betrachtete sein Werk mit Genugtuung. „Sieht doch gut aus, wie?“ Der Arbeiter hob die Schultern. „Ich kann nicht lesen, Meister.“ Der lachte: „Dann will ich dir vorlesen, was ich bisher dort eingehauen habe:

„So ging es zu, als die Tunnelbauer sich trafen. Während sie ihre Pickäxte schwangen, einer in Richtung auf den anderen Kumpel, und es noch drei Ellen waren vom einen zum andern, da war die Stimme eines Mannes zu hören, der seinem Kumpel

etwas zurief. Da war nämlich ein Riß im Felsen rechts wie links. Als nun der Tunnel vollends durchgeschlagen wurde, da hieben die Arbeiter auf den Felsen ein, jeder auf den Kumpel drüben zu, Haue gegen Haue. Und endlich strömte das Wasser vom Quell bis hinunter zum Teich, tausend und zweihundert Ellen weit. Und über den Tunnelarbeitern lag der Fels einhundert Ellen hoch.“¹

Karte 7



Der Arbeiter dachte nach und meinte dann: „Es ist gut, wenn einer schreiben kann. Dann kann er sagen, was er geleistet hat, auch denen, die lange nach ihm leben.“

Benaja schlug ihm lachend auf die Schulter. „Das hast du trefflich gesagt! Doch nun komm, für heute habe ich genug getan.“ Er warf noch einen prüfenden Blick zurück. Sauber und in Schönschrift stand da, was auch die Nachwelt wissen sollte. Noch ein paar Zeilen, dann war auch diese Arbeit geschafft.

Doch Benaja sollte nicht dazu kommen, die Inschrift von Siloah zu vollenden. Schon am anderen Tage traten Er-

eignisse ein, die ihm keine Zeit ließen, die Arbeit an der Tafel fortzuführen.

Lachisch gefallen! Trauer, Sack und Asche in Jeruschalajim. Nur zu gut wußte man, wie es die Assyrer mit ihren Gefangenen trieben. Keiner, der ihnen in die Hände fiel, fand einen kurzen Tod. Die aus Assur verstanden es, die Gefolterten

Tage hindurch zu peinigen, sie Stück für Stück sterben zu lassen, bis der letzte flackernde Rest Leben erlosch.

Hiskia hatte Schamma vor den Räten berichten lassen, wie es draußen stand. Der Feldhauptmann hatte keinen Zweifel gelassen, daß die Entscheidung nahte. Nachdem Lachisch gefallen war, hatte Sanherib den Rücken frei und konnte mit seiner gesamten Macht gegen Jeruschalajim ziehen. Schamma wandte sich dem König zu: „Wir dürfen uns trösten, alles getan zu haben, was der Stadt zum Besten dient. Alle Brunnen weit umher sind verschüttet, wie du befohlen hast. Daß die von Assur nur kein Wasser finden, wenn sie kommen!“² Schamma stutzte, als er sah, daß der König lächelte. Doch dann entsann er sich, daß er Wort für Wort wiederholt hatte, was der König ihnen eingehämmert hatte: Daß die von Assur nur kein Wasser finden, wenn sie kommen! Und nun lächelte auch er und erwiderte den Blick des Königs wie ein Verschwörer.

Jimna, der als Vogt über die Arbeitskolonnen gesetzt war, berichtete, daß auch die Arbeit an den Mauern abgeschlossen sei. „Ringsum ist die Mauer verstärkt worden. Auch die neue Außenmauer bei Siloah, die den unteren Teich sichert, ist fertig. Was zu tun war, ist getan. Nun müssen wir auf den Herrn hoffen!“³ Schebna, der königliche Schreiber, warf ihm einen giftigen Blick zu: Jimna mußte sich wieder einmal fromm geben! Nun ja, ein Levit, dem stand das wohl an. Doch mit frommen Worten war die Stadt nicht zu retten. Vielmehr kam es auf Mauern an, auf starke und hohe Mauern, und auf gewappnete Männer, auf Waffen, die... „Wie sieht es mit der Bewaffnung aus?“ Schebna biß sich auf die Lippen, er hatte nichts sagen wollen, doch die Besorgnis hatte ihm die Worte aus dem Mund getrieben. Schamma warf ihm einen kurzen Blick zu, setzte zu einer Antwort an, schloß aber den Mund, da ein anderer vortrat: Jesaja!

Langsam, wie ein Schlafwandler Fuß vor Fuß setzend, trat der Alte aus dem Kreis zur Mitte. Jetzt stand er vor dem Hochgestühl des Königs und wandte sich dem Staatsschreiber zu: „Was hast du hier zu sagen? Wen hast du zu deinen Vätern? Wie redest du vor einem Gesalbten? Wer bist du?“ Des Sehers Stimme grollte: „Da läßt du dir ein Grab in der Höhe aushauen und baust dir eine Wohnung in den Felsen.“ Er schüttelte die Faust. „Siehe, der Herr wird dich wegwerfen, wie ein Starker

einen Speiß wirft. Er wird dich packen, dich zum Knäuel machen und wegschleudern wie einen Stein ins weite Land. Dort wirst du sterben, dort werden deine kostbaren Wagen verrotten, du Schmach für das Haus deines Königs.“ Er wurde todernt: „So spricht der Herr: Ich will dich aus deiner Stellung stürzen und aus deinem Amt stoßen. Und will rufen meinen Knecht Eljakim und will ihm dein Amtskleid anziehen und ihn mit deinem Gürtel kleiden und deine Macht in seine Hände geben, daß er ein Vater sei für die, die in Jeruschalajim wohnen.“⁴

Die Räte des Königs und seine Vertrauten, sie alle, die da saßen oder standen, hatten erstaunt auf den Propheten geblickt, als er vortrat und, ohne den König um das Wort zu bitten, zu sprechen begann. Jetzt sahen sie auf Schebna, den Gescholtenen. Jäh erkannten sie, was sie sich immer selbst verhehlt hatten: Ein Schelm, dieser Schebna! Seht ihr nicht, wie er seine Brüder, Neffen und Vettern in einträgliche Ämter schleust? Schließt ihr die Augen, wenn er die Hand nach Bestechungsgeldern ausstreckt, sich die Linke mit Silber füllen läßt, damit die Rechte Unrecht tut? Da – wie er sich windet, an den Falten seines Mantels zupft, geziert, mädchenhaft – einfach widerlich! Eher ein Ägypter als ein Jude. Und der, der sitzt dem König zur Rechten?

Schebna ließ verstohlen seinen Blick rundum gleiten. Da steht ihr nun und glotzt mich an! Und bloß, weil dieser Besessene mich verunglimpft hat, dieser Unglücksrabe, der immer nur Unheil und Tod zu künden weiß.

Schebna hörte seine Zähne knirschen, Wut würgte ihm die Kehle, das Blut schoß ihm in die Schläfen. Reden wollte er, schreien, fluchen. Doch er stand nur da und erstickte fast an dem, was er herauswürgen wollte. Nun riß es ihn herum, schob ihn vorwärts, stieß ihm in die Kniekehlen, drängte ihn zur Tür hin, zwischen den Wächtern hindurch, die verdutzt zur Seite wichen.

Die Räte des Königs saßen verstört, Eljakim hatte den Kopf gesenkt, seine Stirn schien schweißnaß. Hatten auch ihn die Worte des Sehers getroffen? Fürchtete er, nun könne man ihn, den Hofmeister des Königs, verdächtigen, den Propheten zu solcher Rede angestiftet zu haben?

Hiskia nahm alle Kraft zusammen, den Bann, der über

ihnen allen lag, abzuschütteln. Recht hat Jesaja, dachte er. Ich hätte als König schon längst eingreifen und Schebna in seine Schranken weisen müssen. Aber nein, ich habe tatenlos zugehört, wie dieser Schalk raffte und raffte, seine Verwandten in einträgliche Ämter brachte und sich bestechen ließ. Der Herr tadelt mit diesem Prophetenwort auch mich und meine Nachlässigkeit!

Jetzt trat der Prophet zurück, wie einer, der nicht weiß, was er tut und was er spricht. Erst jetzt, als er bei seinem Stuhl angelangt war, fiel es von ihm ab, dieses Unheimliche, das über ihn gekommen war.

Hiskias Denken wurde wieder frei. Er klatschte in die Hände. „Meine Freunde, lassen wir alles Kleine, freuen wir uns an dem Großen, das gelang. Der Feind wird, wenn er sich vor unseren Toren lagert, kein Wasser finden. Wir aber sind wohlversorgt durch die stillen Wasser von Siloah.“ Die stillen Wasser? Er sann den Worten nach. Wie wahr: Still flossen die Wasser des Gihon unter dem Ophel her nach dem neu angelegten, unterirdischen Teich von Siloah. „Die stillen Wasser!“ Er breitete die Arme aus. „Ich will gehen und ihnen folgen, will lauschen, wie es aus dem Gihon sprudelt, wenn...“, er lächelte, „...wenn der Drache in der Tiefe sich rührt und der Mund der Quelle Wasser speit. Sehen will ich, wie es rinnt, unheimlich und für keinen Ungerufenen sichtbar, fühlen will ich mit den bloßen Füßen, wie es mich umspült. Und danken will ich dem Herrn, der unser Werk gelingen ließ.“

22 Sie hatten die Einweihung des Tunnels wie einen Sieg gefeiert. Wie lange die Belagerung auch währen mochte, der Durst würde ihnen nichts anhaben können. Die draußen aber, die Feinde, fanden nirgendwo weit und breit einen Brunnen, aus dem sie hätten schöpfen können.

Und doch empfand Hiskia eine drängende Unruhe. Was, wenn der Großkönig ohne Belagerung sogleich zum Sturm antreten ließ? Verfügte er nicht über das mächtigste Heer der Welt? Hatten seine erfahrenen Baumeister nicht schon so oft

bewiesen, daß sie Sturmböcke zu bauen wußten, denen auch die stärksten Mauern nicht widerstanden? Fahrbare Türme, Sturmleitern, vor allem aber eine unzählbare Menge an Menschen – wie Heuschrecken würden sie heranbrausen, die Gräben mit Leichen füllen, die sie als Brücken nutzen, mit Teer getränkte Reisigbündel schleudern, die Lungen ätzend mit öligem Rauch. Und dann – Hiskia schüttelte sich vor Grauen. Entsetzlich, sich auch nur vorzustellen, mit welch erlesenen Martern die Assyrer die Besiegten zu Tode brächten.

Nein, ein Wunder mußte her, sollte das heilige Jeruschalajim gerettet werden. Ein Wunder – doch wer kann Wunder tun? Kein König und auch kein Prophet, allein der Herr. Und ob Er, den sie so oft vergessen hatten...?

Eine unerklärliche Müdigkeit befahl den König.¹ Die Stirn fühlte sich heiß an, und hier am Hals spannte sich die Haut, da eine Schwellung sich bemerkbar machte. Hiskia erhob sich vom Rand des Brunnens und wankte auf die Tür zu, die zu seinem Schlafgemach führte. Graue Wellen wogten vor seinen Augen, in den Leisten schmerzte es, als er die Stufen nahm, die in den Palast führten. Hiskia mußte sich gegen die Wand stützen, als er die wenigen Schritte zurücklegte, die ihn noch von seinem Schlafzimmer trennten.

Ein Diener? Ah, Micha, der getreue Alte! „Gut, daß du da bist, mein Lieber. Ein Lämpchen hast du dabei? Du denkst auch an alles! Ja, stell es dorthin. Du siehst, wie zerschlagen ich bin. Komm, hilf mir, die Decke um mich zu schlagen. Hörst du, wie meine Zähne schnattern?“ Er sank zurück und stöhnte auf, als er die Beine streckte. Dieser Schmerz in der Leiste! Und nun, als er den Kopf wandte, derselbe Schmerz am Hals und im Nacken.

Vorsichtig tastete Hiskia seinen Hals. Die Schwellung unter den Ohren hatte bedrohlich zugenommen. Und wie stand es in den Leisten? Erschrocken zog er die Hand zurück, kaum daß er die Schwellung berührt hatte. Was mochte das sein? Welche Krankheit...?

Geschrien hatte er, so schmerzlich, daß der alte Diener entsetzt hereinstürmte. „Ruf mir den Seher Jesaja!“ stöhnte der König. „Nun los, Alter, beeile dich!“

Hiskia drehte sich zur Wand. Mit dem Gesicht zur Wand, das ist das Los dessen, der nichts mehr vor sich sieht: kein

Morgen, keine Zukunft, kein Hoffen und kein Leben. Zur Wand – Schritte? Ein Lämpchen zuckt, bescheint ein hageres Gesicht, ein altvertrautes, das eines Freundes. „Jesaja! Danke, daß du gekommen bist. Ich fürchte...“

Jesajas Gesicht verdüsterte sich, todernst sah er Hiskia an und raunte : „So spricht der Herr: Bestelle dein Haus, denn du wirst sterben und nicht am Leben bleiben.“ „Ja, ja, ich weiß, und dennoch...“ Dunkel fiel über seine Augen, das Lämpchen war erloschen und der Freund entschwunden. Ich bin allein, allein mit mir und dem Tod, wurde ihm schlagartig klar.

Da wandte Hiskia sein Gesicht zur Wand und betete zum Herrn: „Herr, denke doch daran, wie ich vor dir in Treue und ungeteilten Herzens gewandelt bin und habe getan, was dir gefallen hat.“² Hörst du, Herr? Hörst du? – Doch da ist nur die Wand, eine kahle, harte, stocktaube Wand. Sie hört dich nicht, hat weder Ohren noch Herz. Du weißt es, und du redest doch weiter, betest zu dem, dessen Angesicht du nie sehen wirst, den du nicht fassen, nicht begreifen kannst. Du betest zu ihm und hoffst, daß er dein Weinen hört und deine Tränen zählt. „Jahwe! Du allein Lebender unter allen Toten, du, von Ewigkeit her bis in alle Ewigkeit: Hier liege ich vor dir, ein König und ein Nichts. Jetzt hilft mir keine Heeresmacht und keine feste Mauer. Du, du allein kannst mir noch Hilfe sein.“

Das Muster auf der Wand, es wellt sich und schwingt vor den fiebernden Augen. Doch hinter der Wand, irgendwo da drüben, da muß er doch sein, dieser unsichtbare, unfassbare, unnahbare Gott. Hörst du mich? Sprich doch! Aber er schweigt...

Wie spät mag es sein? Die Fenster sind zugehängt, kein Licht dringt herein. Ist es Nacht oder Tag, Morgen oder Abend? Hiskia wußte nicht, wie lange er im Fiebertraum gelegen hatte. Dunkel entsann er sich, daß der getreue Alte da ihm einen Schwamm an die zerrissenen Lippen gehalten hatte. War nicht auch Asarja hier gewesen? Geflüstert hatten sie nebenan, nichts hatte er verstehen können. Hatte nicht draußen, vom Tempelplatz her, das Schofarhorn getönt? Wie lange mochte das her sein, Stunden, Tage? Ob der Sabbat wohl schon wieder vorüber war? Und die Sonnenuhr, die mein Vater Ahas hat anlegen lassen: wie oft mag der Schatten des Zeigers auf ihr herübergewandert sein? Mir ist's, als sei die Zeit stehengeblieben oder

der Schatten an der Sonnenuhr gar zehn Striche zurückgelaufen...³

Ein Gesicht über mir! Jesaja! Du bist es, danke, daß du zu mir kommst. Wie? Du hast mir etwas zu sagen? Nun, so spricht schon, sprich!

„So spricht der Herr, der Gott deines Vaters David: Ich habe dein Gebet gehört und deine Tränen gesehen. Siehe, ich will deinen Tagen noch vierzehn Jahre hinzulegen und will dich samt deiner Stadt erretten aus der Hand des Königs von Assyrien.“⁴ Der Kranke stemmte sich hoch. Etwas wie ein Kissen fiel von seinem Hals, so ein altes Heilmittel wohl, wie das Volk es anwendet? Ein Kamillekissen oder Feigenbrei, irgend so etwas, das die Altvorderen schon kannten.⁵ Weg damit! Was soll das jetzt? Jetzt, da Jahwe mir neue Kraft schenkt und vierzehn Jahre Leben dazu!

Hiskia umschlang den hageren Leib des Propheten und schluckte die Tränen herunter. „Danke, daß du kamst, Jesaja. Für die Worte, die du mir sagtest, kann ich dir nicht danken. Es ist Jahwe, der mir weitere Jahre schenkt. Ihm will ich darum danken.“ Er ließ den Propheten los und lehnte sich zurück. „Ein seltsamer Gott: Verstehst du ihn? Erst sagt er mir den Tod an, dann aber gibt er mir Leben für weitere vierzehn Jahre.“ Seine Augen glänzten, kam etwa das Fieber zurück? Doch nein, der Prophet spürte es, ein anderes Feuer brannte im König. „Du, Seher des Herrn, begreifst du diesen...“ er zögerte, würgte dann aber doch heraus: „...diesen Wankelmut Gottes?“ Erschrocken hielt er inne und sah den Propheten an. Gleich würde der ihn schelten für solche Worte. Doch Jesaja blickte zum Fenster hin, von dem der Alte den Vorhang weggenommen hatte, und sagte: „Da gereute den Herrn das Unheil, das er seinem Volke zugedacht hatte.“⁶ Er sah dem König in die Augen. „So ist es aufgeschrieben von Mose. Du erinnerst dich?“ Hiskia schüttelte den Kopf, so daß Jesaja fortfuhr: „Das Volk hatte sich ein goldenes Kalb geschaffen,...“ „...das es anbetete!“ fiel Hiskia ein. „Und Gott wollte sie für diese Götzendienerei vertilgen von der Erde. Mose aber betete für sie.“ „Und Gott erhörte Moses Bitten, und es gereute ihn das Unheil, das er ihnen zugedacht hatte.“

Jesaja biß sich auf die Lippen. Der König hatte recht: Ein seltsamer Gott, der heute so und morgen anders will. „Hat

Gott“, Hiskia schluckte vor Angst, „hat Gott – Launen?“ Der Seher überlegte lange, dann endlich sagte er: „So muß es wohl sein. Gott ist launisch.“ Und nun, ganz laut und fest: „Doch Gottes Launen heißen Liebe! Und von diesen Launen des Herrn, seiner Liebe, seiner Güte und seinem Erbarmen, leben wir.“

So war es also! Hiskia ließ sich zurück in die Kissen fallen. Gottes Laune, seine gute, gnädige und barmherzige Laune, hat mir weitere vierzehn Jahre geschenkt. „Jesaja, es ist, wie du sagst: Von Gottes Liebelaute leben wir.“

Seine Augen suchten den Propheten. „Geh und opfere zum Dank für meine Gesundung einen Ochsen auf dem Brandopferaltar.“ Jesaja wollte sich erheben, doch der König zog ihn wieder nieder: „Bleibe noch, bis ich mein Herz dem Herrn geöffnet und ihm gedankt habe.“

Er wartete, bis der Seher sich wieder gesetzt und die Hände zum Gebet erhoben hatte. Ganz still war es, als der König betete: „Ich dachte, nun muß ich zu des Totenreiches Pforten fahren in der Mitte meines Lebens. Meine Hütte wird abgebrochen und über mir weggenommen wie eines Hirten Zelt. Zu Ende gelebt habe ich mein Leben, wie ein Weber schneidet er mir ab den Faden. Bis zum Morgen schrie ich um Hilfe, du aber...“⁷

Er goß sein Herz aus vor dem Herrn, da war keine Schranke mehr zwischen ihm und dem, der ihn zerschlagen. „Herr, laß mich wieder genesen und leben!“ Sehr leise nun: „Siehe, um Trost war mir sehr bange.“ Und jubelnd: „Du aber, du aber hast dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe. Du wirfst alle meine Sünden hinter dich zurück.“

23 „Willst du mich begleiten, Jesaja?“ hatte Asarja gefragt. „Wohin?“ „Nach Nob. Du weißt doch, daß ich dort einen Hof habe. Ich will da nach dem Rechten sehen.“ „Ich verstehe dich“, erwiderte der Seher. „Deine Leute haben sich ja noch, als der Tartan mit seinem Seher heraufzog, hierher in Sicherheit bringen können, aber...“ „Nicht alle!“ seufzte der Priester. „Zwei Alte, denen das Laufen

zu schwer fiel, blieben dort. Wer weiß, was aus ihnen geworden ist?“

„Würde es nicht genügen, wenn du einen deiner Diener hinschicktest?“ gab Jesaja zu bedenken. Doch Asarja winkte ab: „Ich will mich selber um die getreuen Alten kümmern. Und ich will mit eigenen Augen sehen, was von dem Hof meiner Väter noch steht.“ Er nickte dem Freunde zu. „Es wäre auch gut für dich, wenn du einmal aus der Stadt herauskämst.“ „Ich fürchte, du traust meinen alten Füßen zuviel zu!“ „Du brauchst nicht zu laufen!“ lachte der Hohepriester. „Ich habe doch ein paar schöne Grauchen. Ach, was soll ich sie loben, du kennst sie ja, bist selber schon auf ihnen geritten.“

Nun waren sie unterwegs. Die Eselchen zuckelten munter dahin, mit trippelnden Schritten, spielenden Ohren und wackelnden Schwänzen. Sie schienen sich zu freuen, endlich wieder einmal aus den engen Gassen hinaus ins freie Land zu kommen. Doch als die Stadt hinter ihnen lag, wurden sie unruhig. Früher als die beiden Reiter witterten sie den Tod, der noch über dem Lande lag. Dort links ein Hof, den die Assyrer niedergebrannt hatten. Und nun schauderten auch die beiden Männer, da ein süßlich fader Geruch herüberwehte.

„Ich dachte, die von den Assyrern Erschlagenen seien auf Geheiß des Königs begraben worden?“ schalt Jesaja. „Soweit man sie finden konnte“, nickte Asarja. „Doch es war nicht möglich, die unter den Trümmern Verschütteten auszugraben und ordentlich nach dem Gesetz zu bestatten.“ Er wies auf die Geier, die über ihnen kreisten. „Wer könnte sagen, wie viele Männer und Frauen, nachdem man sie gemartert hatte, von den Assyrern in Schluchten und Abgründe geworfen wurden.“

Jesaja war der Handbewegung mit den Augen gefolgt. „Die Geier finden jedenfalls noch reichlich Nahrung. Die Füchse und Schakale, die zuerst in Rudeln auftraten, scheinen sich verlaufen zu haben, da sie an die Toten, die unter Trümmern begraben sind, nicht herankommen können.“

Sie ritten wieder an einem Hof vorbei, der in Schutt lag. Asarja trieb seinen Grauen näher heran, um zu sehen, wie es um die Erschlagenen stünde. Er stieß einen Ruf des Erschreckens aus, als sein Esel unvermutet mit den Vorderhufen einbrach. Er hatte eben das Grautier an den Zügeln zurückgerissen und wieder festen Sitz gewonnen, da sah er es: Aus dem

Loch, in das der Esel getreten war, brach ein Rudel großer, fetter Ratten hervor. Durch den Fehltritt des Esels aufgeschreckt, jagten sie in Panik zwischen den Beinen der Reittiere hindurch, um hier und dort, wo sie gerade ein Versteck ahnten, in Ritzen und Spalten zu verschwinden.

Jesaja hatte sich, da auch sein Tier scheute, kaum im Sattel halten können. Jetzt hatte er es wieder fest im Zügel. „Hast du das gesehen?“ rief er dem Hohenpriester zu. Er schüttelte sich. „Nie zuvor habe ich Ratten gesehen, die feister waren als diese.“ Er biß die Zähne zusammen, da ihm bewußt wurde, was diese Aasfresser hatte so fett werden lassen. So war es: Sie setzten unter der Erde das fort, was Geier und Füchse droben im Licht schon vollendet hatten.

Schweigend ritten die Männer weiter. Kein Leben, so weit das Auge sehen konnte. Nur die Geier dort oben und, sooft man an einem zerstörten Gehöft vorbeikam, Ratten in den Löchern. Ratten über Ratten, in Scharen, in grauen, wimmelnden Haufen. Ratten zu Tausenden...

Nein, auch in Nob war kein Stein auf dem anderen geblieben. Nur verkohlte Balken und angeschwärzte Steine. „Dort drüben“, Asarja wies zur Seite, „unter diesem Steinhaufen haben meine Leute die Toten beigesetzt, die sie in der Nachbarschaft finden konnten. Doch meine getreuen Altchen, die hier zurückgeblieben waren, fanden sie nicht.“ Er wies auf den Trümmerhaufen zur Rechten. „Dies war das Wohnhaus. Die beiden Alten werden irgendwo hier unter Schutt und Asche liegen.“

Er war abgestiegen und hatte einen Balken, der schräg aus den Trümmern ragte, anzuheben versucht. Mit einem Schreckensschrei fuhr er zurück, als aus der Öffnung, die entstanden war, ein paar riesige Ratten hervorsprangen. Behende schwang er sich wieder in den Sattel, wo er sicherer aufgehoben war.

Jesaja hatte abspringen und dem Freund beistehen wollen, dann aber erkannt, daß der sich schon in Sicherheit gebracht hatte. Jetzt hielten sie beide hart nebeneinander und sahen, wie die Ratten – von der Helle des Tages benommen – wie blind die spitzen Nasen hoben und in die Luft schnupperten. Und dann sahen sie eine andere Ratte, die langsam, als könne sie kaum noch laufen, aus dem Spalt hervortaumelte.

Was war das? Eine Ratte, die wie ein Betrunkener torkelte? Die jetzt umfiel, mit Beinen strampelte, die ihr nicht mehr gehorchen wollten? Und nun schrie sie, in schrillum, giftig hellen Ton. Ein Pfiff, der durch und durch ging. Ein Gellen, das jetzt zischend erstarb. Die Männer saßen wie erstarrt und sahen, wie die Ratte langsam und qualvoll verendete. Sie saßen noch so, als die Ratte keinen Ton mehr hören ließ.

Und nun sahen sie sich mit geschärftem Blick um. Dort unter der Mauer lagen ein paar tote Ratten und auch hier, neben dem von Geiern blankgenagten Gerippe einer Kuh. Jesaja schüttelte sich. „Der Herr straft sie für ihr leichenschänderisches Tun.“ Er zeigte mit seinem Reitstock auf eine Ratte, die sich unter einem Brett hervorwühlte. Zerzaust schien ihr Fell, wie von kleinen Beulen aufgetrieben. Auch sie taumelte und torkelte wie ein Weinsäufer, dem es zu süß eingegangen war.

„Sie tragen den Tod in sich!“ schrie der Hohepriester. Er riß sein Tier herum, trat ihm die Fersen in die Weichen. „Fort von hier! Hier lauert die Pest auf uns.“

Das Grauen saß ihnen noch im Nacken, als Nob schon weit hinter ihnen lag. Sie spürten es sogar noch, als sie die Nordmauer des Tempels vor sich hatten. Erst als das Tor sie in seinen Schatten aufnahm, fühlten sie Erleichterung. Hier in Zion waren sie geborgen. Draußen aber, da lauerte der Tod, ein schrecklicher Tod. Sie hatten ihn gesehen.

24 Der Tod hat tausend Gesichter. In eines seiner scheußlichsten hatte Jesaja beim Ritt nach Nob geblickt. Doch er ahnte, daß dies erst der Anfang eines langen, bitterschweren Leidensweges für Juda war.

Er schob die Papyrusrolle verärgert beiseite. Nein, er war heute nicht imstande, das nachzuholen, was Hiskia von ihm erbeten hatte: „Seher, ich meine, du solltest die Weisungen des Herrn, die dir zuteil wurden, aufzeichnen.“ Der König hatte gesehen, daß der Prophet unmutig die Stirn runzelte, und bemühte sich, sein Ansinnen sogleich zu begründen: „Sieh, was du gesagt hast, wird gar bald vergessen sein. Du kennst

ja die Menschen: zum einen Ohr herein, zum anderen hinaus! Doch das Wort des Herrn ist zu wertvoll, um vergessen zu werden. Was der Herr heute sagt, muß auch noch morgen gelten, morgen und in hundert Jahren. Nur das geschriebene Wort hat Bestand. Es wird noch sein, wenn der Schreiber längst vergangen, sein Name vergessen, das Erinnern an ihn ausgelöscht ist.“ Er hatte Jesaja gerüttelt. „Sieh doch: Mose hat die Gebote des Herrn in Stein gehauen, damit sie ewig erhalten blieben. Und du? Du sollst nur mit Rohr und Rußtinte auf Papyrus schreiben, was Jahwe dir ins Ohr gesagt hat.“

Mit dem sauber zugespitzten Rohr und mit sorgfältig umgerührter Rußtinte auf Papyrus schreiben – keine harte Arbeit, wie Mose sie hat leisten müssen bei den beiden steinernen Tafeln. Ein Kinderspiel fast für einen, der das Schreiben gewohnt war. War das zuviel verlangt von einem, dem der Herr sein Wort anvertraute?

Und so hatte sich der Seher, da er Schebna um keine Gefälligkeit bitten mochte, von Joach ein paar Rollen Papyrus geben lassen. Es war das Beste, was in der Kanzlei des Königs verwendet wurde, sauber mit Bimsstein geglättet, so daß die Rohrspitze glatt darüberglitt. Mehrere Rollen waren voll beschrieben und lagen fest zusammengeschnürt im Regal. Jesaja war, als er sie nochmals durchgelesen hatte, unzufrieden gewesen. Nicht alles war so aufgezeichnet, wie es sich der Zeit nach ereignet hatte. Er würde sich – später, wenn alles vorlag, – noch einmal der Manuskripte annehmen, sie sichten und in die zeitlich richtige Reihenfolge bringen müssen. Doch vorerst galt es, das, was Jahwe ihm anvertraut hatte, überhaupt erst einmal auf Papyrus zu bringen.

Er zog die Rolle, die er beiseite geschoben hatte, nochmals zu sich heran, entrollte sie und legte die beiden Stäbe, die sie hielten, rechts und links mit zwei Steinen fest, die er für diesen Zweck stets zur Hand hatte.

Daß die Augen nicht mehr so recht mitmachten! Er seufzte, als er seinen Schemel zurückschob, um mehr Raum zwischen die Schrift und seine Augen zu bringen. Nun konnte er endlich lesen. „Dies ist die Last für das Schautal: Was habt ihr denn, daß ihr alle auf die Dächer steigt, du Stadt voller Lärmen und Toben, du fröhliche Burg?“ Seine weitsichtigen Augen irrten über die Zeilen und blieben an den Worten hängen: „Schaut

weg von mir, laßt mich bitterlich weinen! Denn es kommt ein Tag des Getümmels und des Zertretens ... im Schautal. Es brach die Mauer, sie schreien am Berge ... Und es wird geschehen, daß deine auserlesenen Täler werden voll von Wagen und Rossen sein, die stellen sich auf gegen das Tor ... Ihr aber schautet auf die Rüstungen im Waldhaus ... und sammeltet das Wasser im unteren Teich.“

Und so weiter, und so fort – doch hier kommt das Wichtigste: „Doch ihr sahet nicht auf den, der solches tut, und schautet nicht auf den, der solches schafft von ferne her. Zu der Zeit rief der Herr Zebaoth, daß man weine und klage und sich das Haar abschere und den Sack anlege. Ihr aber lachtet: Freude und Wonne, Rinder schlachten und Schafe braten, Fleisch essen und Wein trinken! Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot!“

Laut las Jesaja mit grollender Stimme: „Meinen Ohren ist vom Herrn offenbart: Wahrlich, diese Missetat soll euch nicht vergeben werden, bis ihr sterbt! So spricht Gott, der Herr Zebaoth.“¹

Er schob mit beiden Händen zugleich die Steine weg, die Rolle schnurrte zusammen. Er nahm sie, zog sie fester, bis es nicht mehr enger ging, und band sie mit einer Wollschnur zu. Nachdem er sie zu den anderen in das Regal gelegt hatte, trat er an das Fenster und blickte auf die Stadt hinunter. Das Schautal: Rechter Hand die Reichen, die Weitgereisten und Weltklugen. Ihnen gegenüber die Armen von Jebus, elend und zerlumpt, aber überstolz in ihrem Frommsein. Sie taten sich etwas darauf zugut, Kinder Abrahams zu sein. Und hier oben, über allen, als seien sie darüber erhaben: der König und all die vom Hof, die Priester und die Großen des Reichs. Des Reichs! Daß ich nicht lache! Was ist denn noch vom Reiche Davids geblieben? Nur noch Zion mit dem Berg des Herrn. Nur noch die Tochter Zion, wie ein Häuslein im Weinberg...

Schritte vor der Tür? Ein Klopfen am Pochbrett, Jesaja beachtete es nicht, da er meinte, die Prophetin werde öffnen. Und wieder klopfte es. Warum wohl Nabija – doch nun entsann er sich: Sie ist gegangen, wollte Schear Jaschub besuchen, der mit seiner Familie ein Haus in Siloah bewohnt. Mit ein paar raschen Schritten war Jesaja an der Tür und öffnete. Er erkannte

ihn sofort: ein Bote des Königs, der gerade den Klöppel hob, um zum drittenmal anzuklopfen.

Jetzt trat er zurück und verbeugte sich: „Der König läßt dem Seher sagen: Der Großkönig rückt mit gewaltiger Heeresmacht herauf. Der König weilt im Tempel des Herrn und betet. Danach, bittet er, möge der Prophet den König im Palast aufsuchen.“ Er stand und wartete auf Antwort. Jesaja nickte. „Geh und sage deinem Herrn: Der Prophet hat aufgeschrieben, was Jahwe ihm gebot.“ Er trat zurück ins Haus, ging an das Regal und nahm eine Rolle herab, die er – gesondert von den andern – dort abgelegt hatte. Nun kehrte er zu dem Boten zurück und überreichte ihm die Rolle. „Dies gib dem König, er wird darin aufgezeichnet finden, was der Herr über den Großkönig sagt.“

Der König saß mit dem Kanzler im Palasthof. Schamma hatte von der militärischen Lage berichtet: Sanherib selbst rücke mit seiner gesamten Heeresmacht, nachdem Lachisch gefallen war, heran und werde schon gegen Abend an der Stadtgrenze erscheinen. Die Späher hätten berichtet, daß der Anmarsch auf dem Höhenweg erfolgte. Der Feind sei also von Süden, von Bethlehem her zu erwarten.

„In Bethlehem werden sie zum letzten Mal Wasser schöpfen können“, hatte Schamma getrotzt. „Von da an gibt es keinen Brunnen, keinen Quell und keine Wasserstelle mehr. Sie werden gezwungen sein, alles Wasser, das sie benötigen, von Bethlehem heranzuschaffen.“ „Oder von Gibeä“, setzte Hiskia hinzu, „da wir die unterirdische Wasseranlage Gibeas nicht zerstört haben.“

Joach nickte. Auch er wußte, daß es unmenschlich gewesen wäre, die Brunnen von Bethlehem und Gibeä unbrauchbar zu machen. Man hätte Tausende des eigenen Volkes dem Durstode preisgegeben. „Ob die Assyrer diese Transportfrage werden bewältigen können?“ Joach schien das zweifelhaft. „Sie werden alle Tiere – Pferde, Esel wie Ochsen – dafür benötigen. Und ob diese beiden Brunnen überhaupt genügend Wasser hergeben, ein so gewaltiges Heer zu versorgen?“

„Es gibt hier und da Zisternen“, warf Schamma ein. Der König griff hinter sich und tauchte die Hand in den Brunnen. Spielerisch ließ er die Tropfen an seiner Hand herabrinnen. „Wasser aus der Zisterne!“ Er schüttelte den Kopf. „Natürlich

gibt es ein paar Zisternen: in Gibeä, in Rama wie auch – noch ein Stück weiter – in Mizpa. Genau, wie wir auch hier in Jeruschalajim einige Zisternen haben.“ Er wies hinter sich. „Hier der Brunnen wird mit Wasser aufgefüllt, das die Diener aus meiner Zisterne schöpfen und herauftragen. Doch seht euch an, wie trübe es ist.“ Er lachte. „Ich war vor ein paar Tagen drunten, um nachzusehen, wieviel Wasser die Zisterne noch birgt. Mir wurde übel, als ich die ertrunkenen Mäuse und Ratten sah, die ersoffenen Kakerlaken und Asseln.“ Er schüttelte sich. „Geht mir mit Zisternenwasser! Nur in äußerster Not tränke ich davon.“

Er neigte den Kopf zur Seite, da ein Diener herantreten war und ihm etwas ins Ohr flüsterte. „Soll hereinkommen!“ gebot Hiskia, und zu Joach und Schamma gewandt: „Mein Bote, den ich zum Propheten sandte. Er kommt, wie mir eben gemeldet wird, mit einem Brief des Sehers zurück.“

Gespannt sahen sie zu, wie er die Papyrusrolle, die der Bote ihm überreicht hatte, aufrollte und las. Sie fragten nicht, da es ungebührlich gewesen wäre, doch man spürte es ihnen an, wie sehr sie danach verlangten, die Antwort des Sehers zu hören.

Hiskia hob den Kopf und schloß die Augen. Joach sah, wie sich die Brust des Königs weitete, als sei ein Band, das sie eingeengt hatte, zersprungen. Jetzt öffnete der König die Augen und sah seinen Kanzler und den Feldherrn an. Er faßte die Rundstäbe mit beiden Händen, hielt sie auseinander, so daß der zwischen ihnen gespannte Papyrus sich glättete. Nun sahen auch die beiden anderen, daß der Seher in fünf Kolumnen seine Botschaft niedergeschrieben hatte.

„Hört, was der Prophet mir schreibt: Dies ist's, was der Herr über den König Sanherib spricht: Die Jungfrau, die Tochter Zion, verachtet dich und spottet deiner, und die Tochter Jeruschalajim schüttelt das Haupt hinter dir her. Wen hast du geschmäht und gelästert? Über wen hast du die Stimme erhoben? Du hobst deine Augen empor wider den Heiligen Israels!“² Atemlos lauschten sie dem, was der König da vorlas. Daß Sanherib sich seiner Siege gerühmt und seine eigene Kraft hervorgehoben, daß er – er! – die Völker niedergeworfen und feste Städte zerstört habe.³ Obwohl er doch – so stand es da – von Jahwe dazu ausersehen war, die Völker zu züchtigen. Eine

Geißel des Herrn sei Sanherib gewesen, mehr nicht, ein Werkzeug nur in der Hand des Allmächtigen.⁴

Und nun? Was sagt der Herr nun? „Weil du nun gegen mich tobst und dein Übermut vor meine Ohren gekommen ist, will ich dir meinen Ring in die Nase legen und meinen Zaum in dein Maul und will dich den Weg wieder heimführen, den du gekommen bist.“⁵

Sie hörten kaum noch, was der König da weiter vorlas. Sie hatten nur immer und immer dieses Bild vor Augen: ein Ochse, der Sanherib hieß, ein Ochse, dem ein Ring durch die Nase gezogen war, an der sein Pflüger ihn führte, wohin er ihn haben wollte. Sanherib war der Ochse, einer, der für den Herrn die Erde pflügte.

Der König war mit Vorlesen noch immer nicht am Ende. Seine Stimme hob sich, als er las: „Darum spricht der Herr über den König von Assyrien: Er soll nicht in diese Stadt kommen und soll auch keinen Pfeil hineinschießen und soll keinen Wall gegen sie aufschütten, sondern wieder heimkehren. Denn ich will diese Stadt schützen, daß ich sie errete um meinetwillen und um meines Knechtes David willen.“⁶

Hiskia hob das Gesicht und rollte den Papyrus zusammen. Nun wandte er sich und sah seinen Getreuen in die Augen. „So schreibt der Prophet?“ stieß Joach hervor. „So spricht der Herr!“ verbesserte Hiskia. Er richtete sich hoch. „Nun können wir dem Großkönig, wenn er anrückt, ins Gesicht lachen. Der Herr Zebaoth ist ihm über, der Gott Jakobs führt ihn am Nasenstrick.“

25 Sie standen auf der Südmauer des Palastbezirks und schauten nach Süden hin. Eine gelbe Staubwolke verdeckte dort den Himmelsrand. Wie aus einem Bäckerofen stieg es auf, dort, wo die Straße von Bethlehem über die Höhe Goath heraufkam. Der Westwind nahm sie auf, hob sie empor und verwehte sie zum Salzmeer hin. Und nun sah man auch den Heerwurm, der diese Wolke verursachte. Wie Heuschrecken schwärmte es heran und breitete sich nach West und Ost. Reiter in weißen Umhängen, auf

struppigen, hageren Gäulen. Schilde blinkten und Speerspitzen blitzten, wenn die Sonne sich auf ihnen brach. Die reitenden Bogenschützen aus dem Zweistromland!

Unter gesenkten Brauen starrte Schamma hinüber. Das waren sie, die unzähligen Heerhaufen des Großkönigs. Jetzt tauchten hinter den schwärmenden Reiterscharen auch die Fußtruppen aus der Staubwolke auf. Wie ein riesiger Tausendfüßler quoll es heran, Hundertschaft hinter Hundertschaft, und noch immer kein Ende. Der Troß dazwischen, erkennbar an den Ochsenwagen, Trageseln, Kamelen und Mulis. Es war, wie wenn die Wanderheuschrecken übers Land kämen. Genau so war es gewesen, als sie vor drei Jahren aus den Steppen heraufgezogen kamen, eine flügelknisternde Wolke fliegender Leiber, die wie ein Sandsturm einfiel und alles bedeckte, Baum, Strauch und alles Gras, die Tiere und Häuser sowie die Menschen.

Diesmal aber waren es keine Heuschrecken, Menschen waren es, Unmenschen, die nicht kahlfraßen, sondern mordeten, schändeten, folterten.

Schamma biß die Zähne aufeinander. Er fürchtete nicht den Tod – dem hatte er schon zu oft in die leeren Augenhöhlen geblickt. Die Folter freilich, vor der zitterte er. Doch es gab ein Mittel dagegen: das eigene Schwert. Und er würde es gebrauchen gegen sich selbst, wenn es keinen Ausweg mehr gab.

Er warf einen Blick auf den König. Wie gelassen der sich gab! Verließ er sich so fest auf das, was der Seher ihm geschrieben hatte? Ohne es zu merken, schüttelte Schamma den Kopf. Nein, er, der Feldherr seines Königs, würde seinem Herrn nicht die Zuversicht rauben. Wozu auch? Konnte sie doch dem König die letzten Stunden erleichtern. Aber er selbst, Schamma, der Oberste aller Bewaffneten in Jeruschalajim, er wußte, was ihnen bevorstand. Und daran konnte kein Pharao etwas ändern, auch kein Gott. Auch kein Gott...!

Weiß blinkte es jetzt auf der Höhe Goath: Zelte, die in langen Reihen emporwuchsen, wie Pilze nach einem lauen Regen! Auch dort über Beth Cherem¹ leuchtete es hell. Und nun zogen die ersten Kolonnen über den Berg des Ärgernisses herauf. Kein Zweifel, noch ehe die Sonne versank, würden die Assyrer den Ring um Jeruschalajim geschlossen haben.

Schamma gab sich einen Ruck. „Wenn es mein König

erlaubt, will ich die Runde um die Mauern machen und sehen, ob die Tore wohlverwahrt sind.“ Hiskia nickte, doch es schien, als habe er gar nicht hergehört. Schamma warf dem Kanzler einen letzten Blick zu und ging.

Draußen stieß er auf Jimna. „Könntest du mich begleiten? Ich will einen Rundgang machen. Falls ich noch Mängel entdecke, wäre es schön, wenn ich dich bei mir hätte. Du wüßtest dann gleich, wo du noch deine Arbeiter einsetzen solltest.“ Der Vogt überlegte nicht lange. Er war auch nicht erstaunt, daß Schamma sich nach Westen wandte. Jimna hatte zwar die Mauer, die um den neuen Stadtteil westlich über dem Schautal lief, nochmals erhöhen und mit weiteren Türmen bestücken lassen, trotzdem bot sich hier dem Feind die günstigste Angriffsmöglichkeit, da das Vorfeld nahezu eben und darum für das Vorrücken der Belagerungsmaschinen geeignet war.

Schamma nickte beifällig, als er die Mauerkrone prüfte, die erst in den letzten Wochen verstärkt worden war. „Gleichwohl werden die Assyrer hier die Stadt berennen.“ Er wies mit dem Daumen über die Schulter. „Drüben im Kidrontal haben sie keine Möglichkeit, ihre Rammböcke und rollenden Sturmtürme einzusetzen, da das Tal zu eng und der Ophel zu steil ist.“

Sie erreichten die Südwestecke der Mauer, und Schamma verhielt den Schritt. Wie das Rund eines Amphitheaters bot sich hier dem Beschauer die Südstadt dar. Genau nach Osten hin der Hang hinunter zum Schautal, während rechts, nach Süden zu, das Gelände steil hinab ins Hinnomtal abfiel. Halb links, nach Nordosten zu, ragte hinter dem Schautal der Zion empor, gekrönt von der Mauer, die den Palast sowie den Tempel umschloß. Von dort aus fiel die Höhe über den Millo ab zum Ophel, der sich schmal und kantig wie ein Ziegenrücken hinter dem Schautal hinzog, um dann steil an seinem Süden abbrechen. Dort an der tiefsten Stelle der alten Stadt lag Siloah, wo jetzt der Tunnel Hiskias endete.

Schamma hatte das Panorama mit raschem Blick umfaßt und knurrte: „Wenn es den Assyrern gelingt, die Westmauer der Neustadt zu erstürmen, werden wir die Neustadt räumen und uns auf die Davidsstadt zurückziehen.“ „Das wird die wohlhabenden Herren nicht erfreuen, wenn sie ihre Paläste

aufgeben und irgendwo in den engen Gassen von Jebus kampieren müssen.“

Schamma wurde bissig: „Dann sollen sie sich auf die Mauer scheren und zu Spieß und Bogen greifen!“ Er beschleunigte seinen Schritt, so daß der Vogt ihm kaum folgen konnte. Es ging bergab in Richtung Kidrontal. Da waren schon die königlichen Gärten und das Quelltor.

Schamma blickte zurück. Die Südmauer, die sie eben inspiziert hatten, würde wohl kaum angegriffen werden, da der Anstieg vom Hinnom herauf doch recht schwierig war. Der Kommandant dieses Abschnittes hatte recht getan, als er seine Männer vor allem auf die Flanken postierte. Oben, nahe der Südwestecke, konnten sie, wenn die Assyrer über das offene Vorfeld gegen die Westmauer anrannten, ihren Gefährten zu Hilfe kommen. Und hier unten, wo das Hinnom sich mit dem Kidrontal vereinte, standen sie bereit, flankierend einzugreifen, falls ein Angriff auf Siloah erfolgen sollte.

Die Posten hatten, als sie den Feldherrn erkannten, begrüßt. Allein an der Art, wie das geschah, war zu erkennen, daß nur die Wachführer und einige an besonders gefährdeten Stellen postierte Männer Berufskrieger des Königs waren. Die meisten Wächter verrieten allein durch ihren unbeholfenen Gruß, daß sie schlichte Bürger der Stadt waren. Doch so ungeschickt sie auch die Hand hoben, Schamma wußte, daß er sich auf ihre Pflichttreue und Wachsamkeit würde verlassen können, waren es doch ihre Habe und ihre Familien, die sie hier auf der Mauer verteidigten.

„Die Nacht verlief ruhig?“ erkundigte sich Schamma. Der Gefragte, ein schon älterer Mann, lachte unbefangen: „Nichts zu hören, nichts zu sehen. Sogar die Ratten haben sich verzogen.“ „Die Ratten?“ Schamma war hellhörig geworden. Er war dabei gewesen, als der Hohepriester dem König von seinem Ausritt nach Nob berichtete. „Was hat es denn mit den Ratten auf sich?“ Der Posten zuckte die Schultern. „Noch am Abend hörten wir sie fiepen und pfeifen. Einmal sah ich auch eine Schar da drüben vom Brunnen Rogel her zur Höhe laufen.“ Er schwang seinen Köcher. „Hui! Wie sie sprangen und purzelten!“ „Purzelten?“ „Ja, Herr, sie waren wie trunken, rannten, sprangen, überschlugen und überkugelten sich. Es wäre zum Lachen gewesen, wenn es nicht so ernst um uns stünde.“

Schamma überlegte und sagte dann: „Und jetzt lassen sich keine Ratten mehr blicken?“ „Seit Mitternacht kein Laut mehr, kein Gepfeife, kein Gerenne, überhaupt nichts mehr.“ Jimna warf ein: „Vielleicht haben sie sich zu den Lagern der Assyrer gezogen? Dort finden sie ja gewiß viel zum Fressen.“ „Das wäre möglich, Herr, obwohl ich nicht weiß, ob sie so weit kommen konnten.“ Er rieb sich das Kinn. „Viele von ihnen schienen mir recht krank zu sein, als ich sie so umherirren sah.“

Die kranken Ratten! Schamma mußte noch an sie denken, als er längst wieder im Palast war und dem König meldete, daß auf den Mauern alles in bester Ordnung sei. Doch dann wandte er sich an den Hohenpriester, der mit dem Kanzler dem Rapport des Feldherrn zugehört hatte. „Asarja, du berichtetest neulich, dir sei, als du mit dem Seher nach Nob rittest, das sonderbare Benehmen der Ratten aufgefallen. Ich wäre dir dankbar, wenn du uns ganz ausführlich deine Beobachtungen schildern könntest.“ Ahnte Asarja, worauf es Schamma ankam? Ausführlich beschrieb er, wie seltsam sich die Ratten aufgeführt hätten, wie sie Betrunkenen gleich getaumelt und wie einige gar umgefallen seien und hilflos gestrampelt hätten.

Schamma hatte mit gesammelter Miene zugehört. „Dergleichen“, flüsterte er, „habe ich schon einmal erlebt.“ Er hob das Gesicht und sah den König an. „Als ich in Ägypten war, damals in der Gesandtschaft an den Pharao.“ Er sah den König zustimmend nicken und fuhr heftig fort: „Und dann, wenige Tage später, brach die Pest aus: wenige Tage, nachdem wir Mizraim verlassen hatten.“ Hiskia fuhr zum Hohenpriester herum: „Sind den Priestern verdächtige Fälle gemeldet worden?“ Doch Asarja schüttelte den Kopf: „Ein Fall von Aussatz wurde festgestellt, eine Handvoll belangloser Krankheiten, doch Pest?“ Er hob beschwörend die Hände. „Der Herr bewahre uns!“

Auch in den folgenden Tagen konnten die Priester, denen Asarja besondere Aufmerksamkeit eingeschärft hatte, keinen verdächtigen Fall melden. Es gab nur die üblichen Erkrankungen, die nach dem Reinheitsgesetz des Mose den Priestern zu melden waren.

26 Die Sonne stand erst eine Handbreit über dem Moabitergebirge, das sich wie eine violette Mauer dort im Osten hinzog. Doch trotz der frühen Stunde schien es, als läge lastende Schwüle über dem Land. Die weiß und purpurn gestreiften Prunkzelte auf der Höhe südlich des Hinnomtales sahen seltsam blaß aus, als hätten sie alle Farbe verloren. Träge und schlaff hingen ihre Bahnen an den Gestängen.

Auf dem Weg, der von der nach Bethlehem führenden Straße abzweigte, herrschte reges Kommen und Gehen, doch es wirkte gespenstisch, weil die drückende Luft jeden Laut aufzusaugen schien. Die in der Talsenke angepflockten Pferde, ja selbst die langgestreckte, von Bethlehem heraufziehende Kolonne mit Wassersäcken beladener Lasttiere erinnerte in ihrer Lautlosigkeit an die Bilder eines Angsttraums.

Nur die zackige, rauchgeschwärzte Ruine auf dem Rücken der Anhöhe wollte in dieses Bild passen. Den geborstenen Mauern war anzusehen, daß hier einst ein Schloß gestanden hatte, in dessen Räumen der Frohsinn lachte. Doch von den blühenden Gärten, den Fruchtbäumen und Ziersträuchern zeugten jetzt nur noch zerspaltene Stümpfe.

Zwei Männer kamen auf dem Pfad, der am Hang entlang lief, näher. Ein ungleiches Paar, das jetzt auf einem Mauerrest Platz nahm. Dem Hochgewachsenen sah man auf den ersten Blick den Krieger an. Der Prunkhelm, den er der Hitze wegen abgesetzt hatte, der goldverzierte Gürtel, die am Schwertgriff blitzenden Edelsteine und die mit Silberschnallen geschmückten Sandalen, mehr noch seine selbstbewußte und stolze Haltung verrieten, daß er zu den Großen im Heere Sanheribs zählte. Neben ihm wirkte der im blauen Mantel fast zierlich. Das breite Stirnband mit der geflügelten Sonnenscheibe und der am Gürtel hängende Opferkelch ließen ihn als Priester des Baal erkennen. Auf der Brust trug er eine goldene Platte, auf der drei gebündelte Pfeile kunstvoll dargestellt waren, das Symbol des blitzeschleudernden Himmelsherrn.

Der im Priestermantel breitete die Arme aus: „Ich bewundere den Scharfblick, mit dem der Großkönig den bestgeeig-

neten Platz für sein Hauptquartier ausgewählt hat.“ Er runzelte die Stirn. „Wie nannten doch die jüdischen Gefangenen diese Höhe?“

„Beth Cherem!“ knurrte der Krieger.

„Richtig, Haus im Weinberg soll das heißen.“ Der Blick des Priesters wanderte den Hang entlang. „Und wie sie erzählten, soll dieses Rebengelände persönliches Eigentum ihres Königs sein.“

Der Krieger verzog das Gesicht. „Von diesem Weinberg, mein verehrter Phulu, wird der aberwitzige Hiskia nichts mehr ernten.“ Er umfaßte mit weit ausholender Armbewegung die Höhe. „Alles abgeschlagen! Der Rabschake hat alles Holz benötigt, das wertvolle für die Belagerungsmaschinen, das mindere für die Lagerfeuer der Krieger.“

„Töricht aber war es, auch das Lustschloß Hiskias hier auf der Höhe niederzubrennen“, warf Phulu ein, doch der Krieger berichtigte: „Das wurde erst in Brand gesteckt, als der Rabschake abzog, weil seine Kundschafter gemeldet hatten, König Tirhaka von Kusch ziehe mit einem starken Heer heran.“ Er stieß mit dem Fuß gegen eine der herumliegenden Scherben. „Den Wein werden sie vor ihrem Abzug wohl noch getrunken haben.“ Er bückte sich und hob einen Krughenkel auf, an dem ein Siegelabdruck zu erkennen war. Er kniff die Augen zusammen und begann zu buchstabieren: „Lemelech Hiskia“. Er warf Phulu einen raschen Blick zu. „Eigentum des Königs Hiskia!“ „Was höre ich da, Asnaphar? Du kannst das Hebräische lesen?“ „Ich habe es während der Zeit gelernt, als ich Statthalter in Sidon war.“ „Dann bist du eine rühmliche Ausnahme, Asnaphar. Die meisten Feldherrn sind zu stolz, sich mit der Sprache der Unterworfenen zu befassen.“

„Nicht mein Verdienst, verehrter Phulu. Du weißt doch, mein Vater hat mich früh mit Lesen und Schreiben vertraut gemacht.“ „In der Tat, du kannst auf deinen Vater stolz sein.“ Phulu lächelte. „Mag sein, daß wir mitunter wetteifern, ich als Priester Baals, er als einer der Aschera. Doch ich schätze sein Wissen, keiner kann so wie er den Lauf der Sterne berechnen und den Willen der Himmlischen erkunden.“ Er lehnte sich leicht zurück. „Dein Vater und ich, wir stehen als Brücke zwischen den Göttern und den Menschen. Ohne uns wären

die Irdischen blind und taub.“ Eine Pause. „Und die Könige auch.“

Kaum merklich hatte Asnaphar die Stirn gerunzelt, da er die Auffassung des Priesters nicht teilen mochte. Um von dem heiklen Thema abzukommen, nahm er nochmals den Krughenkel auf. „Nun ja, wie flüchtig Macht ist, das kündigt dieser Krughenkel. Beth Cherem! Wie oft mögen sie hier fröhlich gezecht haben! Und jetzt? Eine vom Rauch geschwärzte Ruine, ein Haufen Scherben, verwüstete Weingärten.“

„Und die vormals hier gefeiert haben, die sitzen jetzt wie Vögel im Käfig hinter ihren Mauern und wartenschreckerstarrt auf den Tag, an dem unsere Krieger die Stadt erstürmen.“ Der Priester hob zweifelnd die Schulter. „Allerdings, hier vor uns dürfte, soviel erkenne sogar ich, ein Sturm vergeblich sein. Auch dort rechts, wo das Kidrontal herabkommt, können keine Sturmböcke eingesetzt werden.“

„Ich habe unsere Sturmtruppen dort links auf der Hochebene massiert. Leider müssen unsere Schanzwerker das benötigte Bauholz von weither heranschaffen, da im Umkreis der Stadt schon alle Bäume von den Truppen des Rabschake abgehauen worden sind.“ Er ballte die Faust. „Wenn wir nur nicht so viele Lasttiere für die Wasserversorgung bereitstellen müßten!“ Er nickte dem Priester zu. „Das war in der Tat eine herbe Enttäuschung, als wir alle Brunnen zugeschüttet oder verseucht fanden.“ Er schüttelte den Kopf. „Und die Quelle, die noch vor wenigen Monden dort im Kidrontal herabfloß, scheint versiegt, obwohl es doch im letzten Winter ausreichend geregnet hat. Begreife das, wer mag! Mir will es nicht in den Kopf, daß eine Quelle so einfach verschwinden kann.“

„Sag, Asnaphar, haben sich nicht auch die in der Stadt aus jener Quelle versorgt?“

„Gewiß doch! Dort in der hochgelegenen Stadt gibt es keine Quelle, allenfalls Zisternen.“ Er schüttelte sich. „Zisternenwasser! Pfui. Und außerdem, wie lange mag dieser Vorrat ausreichen?“ Er nagte an der Lippe. „Wenn ich das so betrachte, hat das Versiegen jener Quelle sogar etwas Gutes für uns. Ohne sie kann die Stadt sich nicht lange behaupten. Jeruschalajim wird sich trotz seiner festen Mauern schon bald ergeben müssen. Weil sie verdursten!“

„Die höhnische Antwort, die der Judenkönig uns erteilen ließ, läßt nicht darauf schließen, daß er den Durst fürchtet.“ „Das ist es ja, ehrwürdiger Phulu, was ich nicht begreife: Wir können wenigstens aus Bethlehem, Gibea und anderen Ortschaften Wasser heranschaffen, doch die drüben in der Stadt?“

Er hob hilflos die Schultern. „Sollte ihr Gott...? Doch nein, er kann nicht so stark sein, daß er Baal die Stirn bietet. Baal ist der Stärkste unter den Göttern. Darum herrscht Assur vom einen Meer bis zum andern.“ „Gewiß“, ließ sich der Priester vernehmen, „Baal ist Herr aller Herren. Er wird auch mit der anderen Sache, die uns seit einigen Tagen zu schaffen macht, fertig werden.“ „Du meinst – die Ratten?“

„Die Ratten!“ Phulu schüttelte den Kopf. „Es ist mir unbegreiflich, woher sie plötzlich in so riesiger Zahl kommen.“ Asnaphar zog die Mundwinkel herab. „Mir ist das kein Rätsel. Als der Rabschake mit seinem Heer so hastig abzog, weil ihm das Nahen Tirhakas gemeldet worden war, da blieb ihm nicht Zeit, alle Erschlagenen zu beseitigen. Soweit es möglich war, wurden die Leichen verbrannt oder in Abgründe geworfen, wo sie den Füchsen und Geiern zum Fraß dienten. Doch an die Leichen all derer, die unter den Trümmern lagen, kam er so schnell nicht heran. An ihnen mästeten sich die Ratten, und wenn man weiß, wie rasch Ratten sich vermehren können, dann wundert man sich nicht mehr, daß sie derart überhandgenommen haben.“ Er erhob sich. „Ich will im Kriegsrat vortragen, wie ich die Lage der Stadt ohne Quellwasser einschätze. Ob wir freilich – ich denke da an die Ratten – so lange werden warten können, bis der Durst die Juden in die Knie zwingt...?“

„Wir werden Jeruschalajim einnehmen, so oder so. Und dann...“ „Und dann werden wir ihren hochmütigen König und seine Großen nach unserem Gesetz richten, das einfache Volk aber ins Zweistromland führen und dort ansiedeln.“

Seite an Seite stiegen sie das letzte Stück Weges hinauf zu der Zeltstadt. Die Wachen vor dem königlichen Zelt salutierten, als sie den Feldhauptmann erkannten. Asnaphar wartete einen Augenblick, bis seine Augen sich an das Dämmerlicht im Innern gewöhnt hatten, dann schritt er, nachdem er Schwert und Dolch einem Posten übergeben hatte, auf das Hochgestühl zu. Hinter sich hörte er den leichten Schritt des Priesters. Vor

dem Thron ließ Asnaphar sich auf die Knie sinken, beugte sich nach vorn und berührte mit der Stirn den Boden.

„Tritt heran!“ kam es aus der Höhe. Asnaphar richtete sich in angemessener Würde auf. Langsam hob er den Blick, sah jedoch dem König über die Schulter hinweg. Dem Gottkönig durfte kein Sterblicher in die Augen sehen, nicht einmal sein Feldherr.

„Ich habe dich erwartet.“

„Herr, was zu berichten war, haben dir meine Boten gemeldet, als die Sonne aufging. Wenn nicht alles, was zu melden war, deinen Wünschen, o Herr, entspricht, dann ist das Baals Wille, der uns prüfen will.“

Hatte der Großherr überhaupt zugehört? Seine Augen waren halb geschlossen, und leise, so daß nur Asnaphar es verstehen konnte, kam die Frage: „Was hältst du von den – Ratten?“ Verächtlich klang das Wort. War es nicht eine Schande, daß der Gottkönig, der vom Meer des Ostens bis zu dem der Mitte gebot, sich um derartiges Geschmeiß Gedanken machen mußte? „Eben darüber besprach ich mich mit dem verehrten Phulu, mein König. Wir sind uns einig, daß sie sich so vermehrt haben, weil...“

Eine heftige Handbewegung. „Ich weiß!“ Doch dann wieder gefaßt: „Ich will von dir nur hören, ob sie uns zur Gefahr werden können.“

Ehe Asnaphar antworten konnte, war Phulu vorgetreten. „Mein Herr und König gestatte, daß der Oberpriester des Himmelsherrn dir Rede und Antwort steht.“ Ein Kopfnicken des Königs, und Phulu begann: „Die Ratten können zu einer Gefahr werden, weil sie aus den Leichen, von denen sie fett geworden sind, Gifte...“

„Genügt!“ Phulu sank in sich zusammen, und Asnaphar, der unauffällig beiseite getreten war, erstarrte. Sanherib hatte sich vorgebeugt, blickte streng auf Phulu hinab und sagte, gefährlich leise: „Du wirst unverzüglich dem Himmelsherrn Opfer darbringen, damit er die Ratten fortschaffe!“ Eine bedeutsame Pause. „Du hast mich verstanden?“ „Ich werde alles tun, den Herrn der Himmel zu besänftigen!“ Ein rascher Blick hinauf in das Gesicht des Großherrn. „Ich habe Vollmacht, jedes nur erdenkliche Opfer zu bringen?“ Der Mächtige verstand sogleich. „Du hast Vollmacht: Gefangene ohne Zahl, das

Leben von Menschen für den Tod der Ratten.“ Gebückt rückwärts schreitend, zog Phulu sich zurück. Er sah nicht das verächtliche Lächeln, das um Asnaphars Lippen spielte. Ein Hoherpriester, der zwischen dem Himmel und der Erde die Brücke baut, hat es nicht nötig, sich...

Asnaphar wurde jäh aus seinen Gedanken hochgeschreckt. „Was sagst du da?“ Doch nein, die zornige Frage hatte nicht ihm gegolten, sondern dem Feldhauptmann, der da jetzt vor dem Throne kniete. „Was sagst du? Auch die berittenen Bogenschützen aus Reseph sind nicht mehr einsatzbereit?“ Der blaue Bart des Großkönigs zitterte. „Erst die Kamelreiter aus Ur, dann die Schleuderer aus Gozan, und jetzt die Truppen aus Reseph!“

Sanherib saß steil aufgerichtet, beide Hände auf den Elfenbeinlehnen seines Hochsitzes. „Meine unbesiegbaren Krieger, die Helden von Karkar und Sidon, die Eroberer von Lachisch und Libna, sie alle taumeln von Fieber geschüttelt?“

Er beugte sich vor, um auf das zu lauschen, was der Krieger leise, damit nur der König es hörte, berichtete. Doch den hielt es nicht: „Die Pest? Das haben die Heilkundigen gesagt? Und die Ratten – sie seien schuld?“ Er hob die Hand und schrie: „Phulu!“ Der scharfe Ruf riß den Priester herum, der schon den Zeltausgang erreicht hatte. „Mein Herr und König?“

„Du wirst auch Aschera anrufen lassen. Mein Befehl an die Ascherapriester, du gibst ihn sofort an sie weiter! Und nun geh, geh!“

Asnaphar stand unerschüttert. Er sah nicht dem davon-eilenden Priester nach, er blickte nur auf den Großkönig. Angst hatte aus dessen Stimme geschrien, Angst! Ein Großkönig, der sich ängstet? Nein, ein Mensch, der sich vor dem Tode fürchtet, vor der Pest und darum vor den Ratten. Nein, Sanherib war kein Gott, kein Göttersohn, kein Sproß des Baal. Er war nur ein Mensch wie alle andern. Ein Mensch, der sich groß fühlte, wenn alles nach seinem Willen lief. Ein Mensch, den die Angst schüttelte, wenn ein unsichtbarer Feind ihm das Schwert aus der Hand schlug und nach seiner Kehle griff.

Was war das? Zitterte der Großherr so heftig, daß seine Knie bebten? Ja, Asnaphar sah recht: Der goldverbrämte Königsmantel bewegte sich! Von unten her lief es hinauf zu den Knien, die Falten verschoben sich, irgend etwas... Des Königs

Gesicht: versteinert, aufgerissene Augen, die auf den Schoß starren, in dem es sich bewegt, brodeln. Ein Mund, der sich weit öffnet, in einem stummen Schrei erstarrt.

Ein toter Gott, so bleich wie sein Thron aus Elfenbein. Ein Gebieter über Leben und Tod, der den Ratten nicht gebieten konnte. Den Ratten, wie sie da unter dem Saum des Königsmantels hervortaumelten, sich wanden in schwindelndem Todestanz. Die mit dem braunen Strich auf dem Rücken: sie kreiselte, fiel und pfiff schrill und grell. Das Winseln erstarb, das Pfeifen wurde zum Röcheln, und das Zucken ihrer Beine erlahmte. Jetzt lag sie still vor den Füßen des Großherrn.

„Die Pest!“ Er hatte es gesagt, das furchtbare Wort. Ganz leise, kaum daß Asnaphar es verstehen konnte. Jetzt erhob sich Sanherib in gelassener Würde, wie es sich für einen Gottkönig gehörte – selbst dann noch, wenn er ein gefallener Gott war.

Er stieß die tote Ratte mit dem Fuß beiseite und sah, wie andere unter dem Saum seines Mantels hervorquollen, ein widerlicher Reigen pelziger Gnomen mit kahlen Beulen – „Dein Arm, Feldherr!“

Asnaphar trat herzu und legte seine Rechte unter die linke Schulter des Großherrn. Die erstarrten Höflinge wichen zurück, und die verbissen dreinschauenden Krieger machten dem Gottkönig Raum. Und der ging durch die Gasse hinaus und sah weder nach links noch nach rechts. Erst unter dem Zeltausgang hob er das Gesicht, blickte zum stahlblauen Himmel empor und atmete tief durch.

27 Seltsames ging bei den Assyrem vor. Zwar schimmerten ringsum die Zelte, brannten nachts die Wachtfeuer und stiegen tags die Rauchsäulen auf, von Beth Cherem über Rephaim und Nob, von Anatot und Bahurim bis nach Bethanien, aber die Vorbereitung auf den Sturm kam merkwürdig schleppend voran. Wo blieben die mächtigen Rammböcke, von denen immer erzählt wurde? Warum war noch nirgendwo einer der Türme zu sehen, mit

denen die Assyrer gegen die belagerten Städte anzurücken pflegten?

Da war Unruhe zwischen den Zelten, Kolonnen von Tragtieren kamen und gingen, es wurde auf den Höhen mit Hacke und Schaufel gearbeitet, dann wieder erscholl aus der Ferne Geschrei, das sich aber eher wie Wehklage als wie ein Kriegsruf anhörte. Selbst Schamma, der sich doch auf dergleichen verstand, schüttelte ratlos den Kopf. Ungewöhnliches ging da vor, ganz anders als erwartet benahmen sich die Assyrer.

Ein Herold am Ephraimtor? Schamma selbst war hingeeilt und hörte sich an, was er zu sagen hatte: „Botschaft des Großkönigs Sanherib an Hiskia, den König von Jeruschalajim.“ Nicht an den König von Juda, nur an den von Jeruschalajim! So weit war es also schon. Doch nimm dich zusammen, Schamma, und höre zu, was der Mann da zu sagen hat: „Ich, Sanherib, Gottkönig von Assur, habe sechsundvierzig deiner Städte belagert und erobert, weil ich Erdrampen aufschütten ließ, über die meine Krieger deine Städte erstürmten. Ich habe mehr als zweihunderttausend deiner Leute als Gefangene davongeführt, Junge und Alte, Männer und Weiber, dazu ungezählte Pferde, Muli, Esel, Kamele sowie großes und kleines Vieh. Und nun...“ – der Herold hob die Stimme – „...und nun habe ich dich in Jeruschalajim eingeschlossen, gefangen wie einen Vogel im Käfig.“

Das war alles? Schamma lachte höhnisch auf, wußte aber, daß sein Hohn pure Verzweiflung war. Es stimmte, was der Herold da lauthals herausprahlte. Es stimmte: Hiskia saß wie ein gefangener Vogel im Käfig. Man brauchte nur die Hand hereinzustrecken, ihn packen, herausziehen und ihm den Hals umdrehen! So einfach war das, so einfach.

Nur die Hand hereinstrecken? Jetzt lachte Schamma laut, so laut, daß die Mauern es widerhallten. „Sag deinem König, du Sklave: Da er den Vogel so sicher hat, er solle doch seine Hand ausstrecken und den Vogel, den er verspeisen möchte, herausholen!“ Alle Verzweiflung verwandelte sich in Wut, die Angst gerann zu Hohn: „Ja, wenn das so einfach ist, dann soll er's doch tun, seine Hand hereinstrecken und sich den Vogel holen!“ Plötzlich war die Wut verraucht, Hohn wurde wieder zu Angst. Was hast du gewagt, Schamma! Warst du von Sinnen, dem Großkönig zu trotzen? Er knirschte mit den Zähnen, wie

er da von der Mauerzinne in die Torgasse hinabstieg. Das Schwert stieß ihm schmerzhaft gegen das Schienbein. Es brachte ihn wieder zur Besinnung. Nein, nie wird mich der Großkönig fangen, um mich Glied für Glied, Muskel für Muskel zu foltern und mir am Ende die Haut abziehen zu lassen. Mein Schwert, mein gutes Schwert wird mich davor bewahren.

Und jetzt ist der Mann, der da festen Schrittes zum Palast seines Königs hinaufging, wieder Schamma, der Oberste Feldhauptmann des Königs Hiskia.

„Die Feuer beginnen nach und nach zu verlöschen?“ Der König wollte nicht glauben, was sein Feldherr da berichtete. Doch Hiskia zuckte die Schultern. „Schon gegen Abend wurde mir gemeldet, daß Staubwolken sich auf den Straßen bewegten, die nach Norden führen. Das kann nur von größeren Truppenbewegungen herrühren.“ „Sanherib wird Verstärkungen herbeigezogen haben?“ „Die Staubwolken ziehen nach Norden hin, mein König. Wer immer sie verursacht, er ist auf dem Weg nach Assur.“ „Undenkbar! Vor wenigen Tagen erst die hochmütige Botschaft Sanheribs!“ Hiskia lachte bitter. „Ich, ein Vogel im Käfig!“ Er sah seinem Feldhauptmann frei in die Augen. „Ich danke dir bereits, daß du die rechte Antwort fandest. Aber“, er hob hilflos die Arme, „was, wenn er wirklich die Hand nach mir ausgestreckt hätte, Sturm gelaufen wäre und unsere Mauern überrannt hätte?“ Er schüttelte den Kopf. „Und nun soll er abziehen? Nach all dem Aufwand, nach all dem Drohen?“

Schamma warf ein: „Vielleicht ist es eine Kriegslist, und er will den Vogel aus dem Käfig herauslocken, um ihn ohne Gefahr dann zu fangen?“ Er schien zu einem Entschluß zu kommen. „Ich werde, sobald der Tag graut, Späher aussenden, die erkunden sollen, was der Assyrer vorhat. Gegen Mittag werden wir dann wissen, woran wir sind.“

Schamma hatte sich an die Spitze der Kundschafter gestellt. Es hielt ihn nicht hinter der Mauer, es war nicht seine Art, seine Männer in der Gefahr allein zu lassen. Sie hatten die Riegel und Scharniere des Tores dick mit Fett eingeschmiert, so daß es sich lautlos öffnete und hinter ihnen wieder schloß. Tief geduckt schlichen sie voran, jeden Strauch, jeden Stein als Deckung benutzend. Sie hatten den Ausfall von der Westmau-

er aus unternommen, da sie gesehen hatten, daß dort an der Straße, die zum Meer hinunterführt, die meisten Zeltestanden.

Durch Gärten und über kleine Äcker ging es, an Hecken entlang und an einst gepflegten Parkanlagen vorbei. Die vornehmen Herren der Neustadt hatten hier ihre Lusthäuschen und ihre Parks mit den verschwiegenen Lauben. Freilich, die lagen jetzt meist schon in Schutt, da die Assyrer sie ausgeplündert und das Holz für ihre Feuer davongeschleppt hatten. Aber die steinernen Einfassungen standen noch, ein paar Ziergebüsche und junge Granatapfelhecken. Vorsichtig schoben Schamma und seine Männer sich weiter. Kein Anruf in fremder Zunge, kein Pfeil, kein Schleuderstein. Nichts, rein gar nichts.

Seltsam, nicht einmal Ratten!, schoß es Schamma durch den Sinn. Und von denen sollte es doch, wie jedermann wußte, noch vor wenigen Tagen hier gewimmelt haben. Hier und überall sonst, wo die Assyrer mit Feuer und Schwert gewütet hatten. Doch, dort drüben ein Handvoll toter Ratten. Und da rechts, vor dem breiten Spalt in der Steinmauer, ein ganzer Haufen. Sah aus, als wenn sie sterbend aus ihrem Versteck hervorgekrochen seien. Ratten, aber kein Mensch weit und breit.

Hier war die Straße. Wenn wir uns nach links auf Beth Cherem zuhalten, müssen wir bald den Platz erreichen, wo die Prunkzelte standen. Der letzte Nebel hob sich, da die Sonne hinter dem Ölberg aufgegangen war. Und da, keine hundert Schritte vor uns: die Prachtzelte! Ihr goldgefaßter Saum glänzte im ersten Sonnenstrahl auf. Ein paar Lanzen steckten daneben, mit flatternden Bändern, goldenen Drachen und geflügelten Stieren. Aber kein Wachtposten, der Alarm schrie, kein Diener, der auf die Befehle seines Herrn wartete. Kein Mensch weit und breit. Kein Mensch, zumindest kein lebender. Statt dessen ganze Scharen von Geiern, die an den Darmgeschlingen der toten Assyrer zogen und zerzten, dabei krächzten und miteinander stritten. Und Hunderte kreisten über ihnen, glitten tiefer und tiefer. Und hoch am Himmel, wohin man auch sah: Geier über Geier. Wer vermochte sie zu zählen!

Schamma brauchte nur einen einzigen Blick in das nächste Zelt zu werfen. „Fort, Leute! Und nichts anfassen!“ Er gab dem Krieger, der schon die Hand nach einer goldenen Schale ausstrecken wollte, einen Stoß. „Weg da, du Narr!“ Er hatte

blankgezogen und deutete mit dem Schwert auf die Reste, um die sich die Geier zankten. „Oder willst du so elend sterben wie die da?“ Er winkte dem Mann, der sich taumelnd aufrichtete, mit dem blanken Schwert. „Die Pest ist hier umgegangen, und sie wird den packen, der sich ihr zu nahen wagt.“ Er sah, daß die Angst die Männer zum Gehorsam trieb. Ohne Murren sammelten sie sich auf der Straße, ordneten sich in Reih und Glied und marschierten mit zusammengebissenen Zähnen zurück zur Stadt. Ein Jammer um die reiche Beute! Schade um all das, was die Assyrer bei ihrem fluchtartigen Rückzug hatten liegenlassen. Aber der Hauptmann hatte schon recht: Besser arm und am Leben als reich und tot!¹

28 Schamma ließ es sich nicht nehmen, selber dem König die befreiende Kunde zu bringen. Der Diener führte ihn in den Flügel des Palastes, den sich der König für seinen persönlichen Bedarf vorbehalten hatte. Der Schreiber, der in dem kleinen Vorraum auf die Weisungen Hiskias wartete, blickte erstaunt auf, als Schamma in ungewohnter Eile hereinstürmte. Doch kaum hatte Schamma den Vorhang, der zum Arbeitsraum des Königs führte, zurückgeschlagen, da stockte sein Schritt: Der König war nicht allein!

Jesaja, der Seher, saß Hiskia gegenüber, wandte jetzt den Kopf und sah Schamma fragend an. Der konnte die gute Botschaft, die ihn hergetrieben hatte, nicht für sich behalten und sprudelte heraus: „Sieg! Sieg!“ Seine Worte überstürzten sich. „Ich war mit einer Handvoll Freiwilliger draußen, wollte erkunden, warum es im Lager der Assyrer so still war. Und dann, dann sahen wir: Fort sind sie, fort...“ Er versuchte sich zur Ruhe zu zwingen. „Soweit sie noch leben! Tausende aber, vielleicht gar Zehntausende, liegen tot in den Lagern.“

In seiner Erregung spürte er gar nicht, daß er den Arm des Königs ergriffen hatte und ihn schüttelte. „Leichen überall, Leichen über Leichen. Und tote Ratten, in Haufen vor den Zelten und in den Zelten. Grauenhaft – die Pest!“

Erschüttert starrte Hiskia seinen Feldhauptmann an. Nur langsam begann er zu begreifen, welche Bilder dieser Krieger

gesehen haben mußte, um derart die Selbstbeherrschung zu verlieren. Und plötzlich sah Hiskia sich selbst da liegen: ein aufgetriebener Leichnam, die aufgeplatzten Beulen der Pest in den Achseln und am Halse.

Er schlug die Hände vor das Gesicht. So, genau so läge auch ich da, wenn nicht der Herr mich verschont und mir noch weitere vierzehn Jahre meines Lebens zugelegt hätte. Der Herr: Er hält die Zeit in seinen Händen, er läßt den Schatten über die Sonnenuhr wandern, er hält mein Leben an spinnwebdünnen Fäden – Er!

Was sagte Schamma? Daß es ein großer Sieg sei? Nein! Hiskia tat zwei Schritte rückwärts, bis er die Wand im Rücken fühlte, die feste Wand, die Mauer aus Stein. Ein Sieg? Ein Sieg wohl, aber nicht unser Sieg, schon gar nicht mein Sieg. Seine Hände ertasteten die harte Wand, an die er sich stützt. Ein Halt in meinem Rücken? Herr, du warst die Mauer, die mich hielt!

Was ist mit Schamma? Kann er es nicht ansehen, daß sein König den Sieg nicht erträgt? Hiskia blickte mit leeren Augen dem Feldhauptmann nach, der sich unauffällig zurückzog. Bin ich allein? Ohne es zu wissen, lachte Hiskia kurz auf, erschrak dann aber vor sich selbst und hielt sich die Hand vor den Mund. Ha, ein einsamer König, der gesiegt haben soll. Ein Sieger, dem das Jubeln nicht aus der Kehle will, einer, dem das Herz bis in den Hals schlägt, der ersticken will an dem, was ihm den Atem nimmt: Kein Sieg, kein Sieg! Sei ehrlich, Hiskia, ehrlich gegen dich selbst. Hast du den Großkönig zurückgeschlagen? Waren es die auf dein Geheiß errichteten Mauern und Türme? Waren es die stillen Wasser von Siloah, der Tunnel, den du durch den Ophel getrieben hast?

Jesaja! Mein Freund, woher kommst du? Ach, ich erinnere mich, ich selber rief dich, wollte mit dir sprechen über – doch das ist jetzt erledigt, erledigt wie so vieles andere, erledigt wie mein Sorgen und Ängsten, mein Planen und Wägen. Doch gut, daß du da bist, Seher des Herrn. Du kennst mich, weißt, wie es mit mir bestellt ist, mit meinem Zagen und Wagen, meinem Zittern und Trotzen.

Er faßte den Propheten um die Schulter und wies mit dem anderen Arm zum Fenster hinaus.

„Das Schautal! Siehst du es, Seher? Komm, recke den Hals,

lausche hinaus! Hörst du was? Hörst du was? Nichts! Still alles, totenstill. Totenstille da, wo gestern die Assyrer tollten!“

Was sagt der Seher? „...murren die Völker vergeblich? Die Könige der Erde lehnen sich gegen ihn auf ... Aber der im Himmel lacht ihrer!“ Hiskia umkrallte mit beiden Händen die Schultern des Freundes. „Die Könige der Erde? Ich auch, Jesaja, ich auch!“ Er merkte es nicht, daß seine Hände dem Seher Schmerz bereiteten. „Der Herr lacht auch über mich, Jesaja! Keinen Augenblick lang hat der Herr mit mir gerechnet oder gar auf mich gebaut.“ Langsam, ganz langsam ließ Hiskia den Seher los, packte mit beiden Händen sein königliches Obergewand und zerriß es von oben an bis auf den Untersaum. „Zerteilt wäre mein Reich, wenn ich das Sagen hätte!“ Müde schüttelte er das Haupt. „Ich hochfahrender König in der Stadt, die nicht mehr ist als ein Häuschen im Weinberg! Ich war dem Herrn nur ein Werkzeug, das zu wenig taugte. Seine Geduld, daß er mich nicht wegwarf, seine Gnade, daß er mich nicht zerbrach!“

Ganz nah waren plötzlich die Augen des Sehers, ganz dicht der Mund, durch den Herr sprach: „Du hast dich gemüht, Hiskia, wie ein König sich für die Seinen mühen soll. Doch das Geschick der Stadt lag nicht in deinen Händen, wie fleißig du sie auch regen mochtest.“ Begütigend klang jetzt die Stimme, wie wenn ein Freund zu seinem Freunde spricht: „Der Herr benötigt keinen von uns, keinen Großkönig und keinen Pharao, keinen aus dem Hause Davids, auch keinen Seher. Der Herr spricht und es geschieht. Er gebietet der Sonne und den Sternen, und wenn es ihm gefällt, dann läßt er Ratten seine Diener sein.“

Erläuterungen

Kapitel 1

- 1 1. Könige 7,15-22
- 2 Eine hebräische Elle entspricht etwa 47 cm
- 3 1. Könige 7,1f
- 4 Das Schautal wird in Jesaja 22,1,5 erwähnt. Es handelt sich offenbar um ein Tal im Stadtbereich Jerusalems. Da das Hinnom- und das Kidröntal namentlich belegt sind, kann es sich nur um das später „Tyropoion-Käsemachertal“ genannte Stadttal handeln. Es bildet den westlichen Steilabhang des Berges Ophel, auf dem die alte Davidsstadt Jebus lag. Die Jebusiter gehören zu den Ureinwohnern des Landes, den Kanaanitern.
- 5 2. Könige 23,10
- 6 *Moloch = Melech = Milkom*. Diese im alten Orient weithin verehrte Gottheit hatte im Hinnomtal an der Stätte Tophet einen Kultplatz. Kinderopfer waren ein fester Bestandteil dieses Kultes.
- 7 2. Chronik 28,3
- 8 1. Könige 11,1-8
- 9 Jesaja 38,8 und 2. Könige 20,8-11
- 10 2. Mose 28, 33f.6-14
- 11 Jesaja 1,1
- 12 2. Chronik 29,30
- 13 Gemeint sind Assur und Ägypten
- 14 Jesaja 1,4-11
- 15 Jesaja 7,18f.23
- 16 Jesaja 7,3
- 17 Jesaja 8,1-4
- 18 Jesaja 1,11-15
- 19 Jesaja 1,17
- 20 Jesaja 1,18
- 21 Jesaja 2,3f
- 22 Jesaja 2,12.20
- 23 Jesaja 2,2
- 24 Jesaja 12,3

Kapitel 2

- 1 1. Könige 7,1-12
- 2 1. Könige 11,4-8

- 3 *Mizraim*: Ägypten, genauer das untere Ägypten
- 4 2. Mose 15,1

Kapitel 3

- 1 2. Könige 18,8
- 2 Jesaja 7,18 und 27,1
- 3 Jesaja 30,1-3
- 4 Jesaja 30,15-17
- 5 Jesaja 31,1-3
- 6 Jesaja 31,5
- 7 Jesaja 29,9-14
- 8 Jesaja 25,7
- 9 Jesaja 10,20f

Kapitel 4

- 1 1. Könige 18,2
- 2 *Aschera = Ischtar = Astarte*: Göttin der Fruchtbarkeit und der Liebe. Geopfert wurde ihr vor allem bei altherwürdigen Bäumen. Für die Juden war der mit Tempelprostitution verbundene Ascherakult ein abscheulicher Greuel.

Baal: Baal galt als Herr der Himmel. Er schickte Tau und Regen, schleuderte Blitze und zog im Sturm daher. Sein Symbol war die geflügelte Sonnenscheibe, das der Aschera ein von einem Kreis umschlossener sechsstrahliger Stern.

Zu *Moloch* bzw. *Milkom* vgl. Kap. 1 Anm. 6

- 3 2. Könige 16,3
- 4 2. Mose 20,12

Kapitel 5

- 1 *Tartan*: assyrischer Feldherr
- 2 Jesaja 20,1
- 3 Jesaja 20,1-6
- 4 2. Chronik 25,28; 27,9 u.ö.: Viele Nachkommen Davids wurden „in seiner Stadt“ beigesetzt. Einige dieser Gräberstollen wurden freigelegt, andere sind im Laufe der Jahrtausende zerstört, da dieser Teil der Davidsstadt später auch als Steinbruch genutzt wurde.

Kapitel 6

- 1 3. Mose 23
- 2 Jesaja 20,1
- 3 2. Könige 17,1-8: Salmanassar von Assur eroberte Samaria 722 v. Chr.
- 4 2. Könige 17,24 spielt um das Jahr 711 v. Chr.
- 5 2. Könige 17,24
- 6 2. Samuel 5,6-9
- 7 2. Samuel 17,17 und 1. Könige 1,9
- 8 2. Samuel 17,18

Kapitel 7

- 1 1. Mose 9,13-15
- 2 1. Mose 8,21f
- 3 Im Israel-Museum in Jerusalem befindet sich eine sechsstufige Säule, auf der sich – in Keilschrift – König Sanherib mit seinen kriegerischen Erfolgen über Juda brüstet: „Als sich Hiskia, der Judäer, nicht unterwerfen wollte, belagerte ich 46 seiner befestigten Städte und Forts und nahm sie sowie unzählige kleine Ortschaften mit Hilfe von Erdrampen, über die meine Sturmböcke und das Fußvolk voringen, ein. Über 200.000 Gefangene führte ich fort, Junge und Alte, Männer und Frauen, dazu Pferde, Muli, Esel, Kamele, Groß- und Kleinvieh ohne Zahl, eine stattliche Kriegsbeute. Hiskia aber machte ich zu einem Gefangenen in Jerusalem, einer königlichen Residenz, wie einen Vogel im Käfig.“
- 4 Jesaja 7,3f

Kapitel 8

- 1 Laut der Keilschriftsäule Sanheribs; vgl. Kap. 7, Anm. 3
- 2 Jesaja 1,4-9
- 3 Jesaja 8,1-4
- 4 2. Könige 18,13-15
- 5 2. Könige 18,16

Kapitel 9

- 1 Knapp 20 Meter
- 2 Knapp 10 Meter
- 3 2. Samuel 5,6-9

Kapitel 10

- 1 Jesaja 10,5-14
- 2 Jesaja 10,16
- 3 Jesaja 10,27-34
- 4 Psalm 21
- 5 Psalm 2

Kapitel 11

- 1 1. Samuel 13,19-21

Kapitel 12

- 1 2. Chronik 32,30

Kapitel 14

- 1 *Hebräische Längenmaße:*
1 Elle = 6 Handbreit = 24 Fingerbreit, also 1 Elle = 47 cm, 1 Handbreit = 8 cm, 1 Fingerbreit = 2 cm

Kapitel 15

- 1 1. Mose 14,18-20
- 2 Jesaja 36,1-5
- 3 Jesaja 36,6
- 4 Jesaja 36,7-10
- 5 Jesaja 36,11f
- 6 2. Könige 18,28-32
- 7 2. Könige 18,32-35

Kapitel 16

- 1 Jesaja 36,22
- 2 Jesaja 37,2
- 3 Jesaja 37,6-8

Kapitel 17

- 1 Stadtgott Assurs
- 2 *Ishtar* = Aschera
- 3 *Kuschiter* = Südägypter, Nubier
- 4 *Lbn*: Hebräisch = weiß; *Libanon* = der weiße (Berg); *Libna* = die weiße (Stadt)

Kapitel 18

- 1 3. Mose 3,1-5
- 2 Jesaja 37,8f

- 3 Jesaja 5,1-7
- 4 2. Könige 18,2
- 5 Jesaja 6,1 um 740 v. Chr.
- 6 Jesaja 6,8
- 7 Jesaja 6,13

Kapitel 21

1 *Gekürzter Wortlaut der Siloah-Inschrift.* Sie wurde an dem hier bezeichneten Ort gefunden und ist in klassischem Hebräisch geschrieben. Das Original befindet sich im Museum of Ancient Orient in Istanbul, eine Kopie im Israel-Museum in Jerusalem. Die Länge des Tunnels ist mit 1200 Ellen angegeben, das sind etwa 580 m.

Daraus können wir die hebräische Elle mit 45 cm errechnen. Da die wahrscheinlich identische ägyptische Königselle ein wenig größer ist, darf man wohl auch die hebräische Elle mit etwa 47 cm annehmen, zumal die in der Inschrift genannten 1200 Ellen wohl eine abgerundete Größe sind.

- 2 2. Chronik 32,2-4
- 3 2. Chronik 32,5f
- 4 Jesaja 22,15-20

Kapitel 22

- 1 Jesaja 38,1-6
- 2 Jesaja 38,2f
- 3 Jesaja 38,8
- 4 Jesaja 38,5
- 5 Jesaja 38,21
- 6 2. Mose 32,14
- 7 Jesaja 38,10-17

Kapitel 24

- 1 Jesaja 22,1-14
- 2 Jesaja 37,22f
- 3 Jesaja 10,12f
- 4 Jesaja 10,5f
- 5 Jesaja 37,29
- 6 Jesaja 37,33-35

Kapitel 25

1 *Beth Cherem:* Ausgrabungen auf dem Gelände des Kibbutz Ramat Rahel südlich von Jerusalem förderten eine Siedlung aus der jüdischen Königszeit zutage. Es besteht kaum ein Zweifel, daß es sich hier um das biblische Beth Cherem handelt, das Jeremia 6,1 genannt und wohl auch Jeremia 22,13-19 gemeint ist. Die Ausgrabungen bestätigen, daß sich hier zur Zeit Hiskias ein zeitweise auch befestigtes Lustschloß inmitten königlicher Weingärten befand. Interessant ist für uns, daß sich auch tönerner Krughenkel mit dem Siegelindruck „Schebna, Sohn des Schachar“ fanden. Es könnte der Gegner Jesajas gemeint sein, dessen Vatersname uns leider nicht bekannt ist. Es würde zu Schebnas Charakterbild passen, wenn er sich in unmittelbarer Nähe des Königs ein Freizeithaus gebaut hätte. Von Beth Cherem aus bietet sich ein großartiger Panoramablick über das alttestamentliche Jerusalem.

Kapitel 27

1 Daß der überstürzte Rückzug Sanheribs auf eine mit dem Ausbruch der Pest verbundene Rattenplage zurückzuführen sei, berichtet bereits der altgriechische Historiker Herodot. Doch man scheint schon sehr viel früher gewußt zu haben, daß die Pest in ursächlichem Zusammenhang mit dem massenhaften Auftreten von Nagern steht. Nur so läßt sich verstehen, was die Bibel in 1. Samuel 5,1 bis 6,4 berichtet: Die Philister stellen Amulette gegen die von Mäusen verursachte Beulenpest her. Diese Geschichte spielt im 11. vorchristlichen Jahrhundert. Heute wissen wir, daß Flöhe die Seuche von Ratten auf Menschen übertragen.

Bildnachweis

- S. 5: Eigener Entwurf nach einer Kartenvorlage aus H. Shanks, „The City of David“ (Bezak LTD, Tel Aviv)
- S. 16: Eigener Entwurf aus A. Salomon, „Ich gebe dir ein weises Herz“ (Aussaat Verlag)
- S. 34: Nach Kathlee Kenyon, „Archäologie im Heiligen Land“ (Neukirchener Verlag)
- S. 48: Nach H. Shanks, „The City of David“
- S. 67: Eigener Entwurf nach einer Vorlage aus H. Shanks, „The City of David“
- S. 98: F. Rienecker (Hg.), „Lexikon zur Bibel“ (Brockhaus Verlag)
- S. 107: Eigener Entwurf nach einer Vorlage aus H. Shanks, „The City of David“

Assur	Nordreich Israel	Südreich Juda
745-727	Tiglat Pileser III von Assyrien	787-736 Tod des Usia Berufung des Jesaja
734	Feldzug gegen Philistäa	740-732 Jotam
733	Feldzug gegen Damaskus	732-716 Ahas
726-722	Salmanassar V	716-678 Hiskia
722-705	Sargon II.	
711	Assyrer nehmen Philistäa ein	
704-681	Sanherib	
702	Sanherib erobert Lachisch	701 Sanherib vor Jerusalem

Zeittafel: Zwar enthält das Alte Testament zahlreiche Angaben zur Zeitrechnung, doch bleibt eine gewisse Unsicherheit, weil ein Fixpunkt, an dem wir die Zeitangaben aufhängen können, leider noch immer fehlt. Lediglich die assyrisch-babylonische Zeitrechnung gibt uns Anhaltspunkte. Darum kann auch die hier dargestellte Zeittafel nur Annäherungswerte geben. Hier und da werden wir mit einem Spielraum von einigen wenigen Jahren rechnen müssen.

Der Stadt Jerusalem droht im Jahr 701 v.Chr. die Belagerung durch die übermächtigen Assyrer. König Hiskia tut alles, um die Stadt zu verteidigen. Er läßt die Mauern verstärken, die Wasserversorgung durch einen 800 Meter langen Tunnel sichern, die Feinde jedoch von den Quellen abschneiden. Er muß sich mit Räten auseinandersetzen, die sich auf die Hilfe des Pharaos stützen wollen. Und immer wieder mahnt der Prophet Jesaja, sich nicht auf Menschen, sondern auf den Herrn zu verlassen. Schon ist Juda verwüstet, die Festung Lachisch gefallen, Jerusalem eingeschlossen. Da kommt Rettung, anders, ganz anders, als König und Volk erwartet haben...

Ein biblisch fundierter und zugleich historisch zuverlässiger Roman um den König Hiskia und den Propheten Jesaja.

Pfarrer Alfred Salomon, geb. 1911, bekannter Autor vieler Romane, Sach- und Jugendbücher, lebt in Bonn - Bad Godesberg.